

Stern der Neger

Katholische Missions-Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Heft 8/9

August-September 1938

41. Jahrgang

Zur Erholung — ein Ritt durch die Mission.

Von P. Karl Fischer, Centocow-Mission in Natal.

(Schluß.)

Ein lustiges Treiben. Freitag abend kamen unerwartet die Studenten des Priesterseminars mit ihrem Rektor anmarschirt. Sie waren eben auch auf der Ferienreise. Unter ihnen waren drei von Centocow her mit mir bekannt. Wie freuten sie sich über das unerwartete Wiedersehen! Der schwarze Priester wurde abends zu einem sterbenden Mann gerufen. Derselbe wurde getauft und starb noch während der Nacht. Am Samstagmorgen kamen mehrere Männer und baten um einen Sarg. Wer sollte ihn machen? Die Brüder waren draußen bei der Arbeit und der einzige Bruder, der zu Hause geblieben war, hatte mit den Kranken zu tun. Da kam mir der Gedanke: Wozu sind denn die Studenten da! Warum lernen sie in der Schule die Anfertigung kleiner Tischlerarbeiten? So werden in Centocow die Särge meistens von den Schulbuben gemacht. Also: „Beda, Kaverius, Kasael, Alois, geschwind, wir brauchen einen Sarg. Ihr könnt ihn machen!“ Jetzt kam Leben in die Beine. Bretter wurden zusammengesucht, Säge, Hammer und Nägel aus der Werkstatt geholt und emsig ging es an die Arbeit. Einige sägten die Bretter nach Maß, andere nagelten sie zusammen, wieder andere zimmerten ein Kreuz. Es ging zu wie in einem Ameisenhaufen und man mußte mit der Jugend wieder jung werden.

Am Samstagnachmittag wurde in feierlicher Versammlung folgendes Programm für den Sonntag aufgestellt: P. Malachias wird das Hochamt halten, die Studenten werden die Choralmesse singen unter der Stabführung des Herrn Rektors; nach dem Amt wird P. Malachias zu unserem Nutz und Frommen eine schneidige Predigt hal-

ten und den Segen mit dem Allerheiligsten erteilen. Der P. Gast — das ging mich an — wird für morgen von der Predigt dispensiert und wird einfach den Zuschauer machen. Punktum!

Der Sonntagsgottesdienst war wirklich sehr schön und alle Besucher waren sehr erbaut und erfreut. Am Nachmittag machte ich noch einen Spaziergang mit den Studenten zum Mhlabatjhane-Flüßchen hinab, an dem auch der gute Studentenvater teilnehmen mußte. Da wurde gesungen und versucht zu jodeln, wie wir es einst als junge Theologen in den Südtiroler Bergen getan hatten.

Am Montag, den 19. Juli, schnürten wir morgens wieder unser Ränzchen. Die Studenten zogen auf Schusters Rappen das Mhlabatjhane-Tal entlang nach Kwa Sankt Josef und ich mit meinem vierbeinigen Rappen nach der sechzehn Meilen entlegenen Station Maria-Trost.

Maria-Trost in Natal wurde 1896 gegründet. Trotz der Schwierigkeiten von seiten der protestantischen Sekten erfaßten die ersten Missionäre langsam, aber sicher das Volk, so daß heute das Taufregister die schöne Zahl von 7600 Tausen aufweisen kann. Sieben gut besuchte Außenschulen bilden einen geschlossenen Ring um die Hauptstation. Vor Jahren war es meine Freude, hier wirken zu dürfen. Der Eifer der Christen ist groß und auch echt. Die schöne Kirche aus Bruchsteinen, von einem Franziskanerbruder im Jahre 1933 erbaut, ist der Gottesmutter geweiht. Die Mittel zum Bau sammelte der im Jahre 1935 verstorbene P. Rubenzer mit Hilfe eines eifrigen Freundes in seiner österreichischen Hei-

mat. Sieben farbige Glasfenster verschönern das einfache Innere der Kirche. In Maria-Trost ist die erste geschlossene schwarze Schwesterngemeinschaft. Die Schwestern arbeiten als Lehrerinnen in der Schule und führen die Hauswirtschaft der Station.

Eine besondere Bedeutung erlangte Maria-Trost vor ungefähr zwei Jahren. Die Landbank der Schwarzen von Mariannahill kaufte hier eine sehr große Farm. Diese wurde in kleine Parzellen aufgeteilt, welche dann unter den günstigsten Bedingungen an Schwarze weiterverkauft wurden. Der Plan war, den fortschrittlichen Eingeborenen Gelegenheit zu bieten, eigenen Grund und Boden zu erwerben und zu bewirtschaften. Ich hatte die Sache damals mit großem Interesse verfolgt und wollte nun mit meinen eigenen Augen sehen, wie weit das Unternehmen gediehen ist. Das Land ist bereits aufgeteilt und die vielen neuen Siedler beginnen ihre Wirtschaft. Ein Endurteil kann man noch nicht fällen, die Zeit ist noch zu kurz. Ich muß aber gestehen, daß ich in der Unterhaltung mit den neuen Siedlern einen peinlichen Zweifel nicht los wurde. Ich zweifle gewiß nicht an dem guten Willen dieser Leute. Sie haben ihren Führern Gehör geschenkt, sie wagten sich vor und kauften ein Stück Land. Einige konnten mit ihrem ersparten Geld den Kaufpreis in bar erlegen; ich denke aber, daß die meisten bei der Bank eine Anleihe machten und damit bezahlten. Diese scheinen nun sich damit zufrieden zu geben, Landeigentümer zu sein, denken aber gar nicht weiter daran, aus ihrem Land das Bestmögliche herauszuschlagen und die Schuld abzuzahlen. Sie tun wie Kinder, die heftig schreiend nach einem Spielzeug verlangen. Haben sie es erhalten, dann sind sie zufrieden, legen ihre Hand darauf und fahren mit der früheren Beschäftigung weiter. Statt daß die neuen Siedler jetzt zu Hause bleiben und aus den Feldern das erarbeiten, was sie brauchen, arbeiten sie wie früher in der Stadt und überlassen das Land ihren Frauen zur Bestellung. So werden viele von ihnen der Landbank zinspflichtig bleiben, ohne das Ziel tatkräftig anzustreben. Eines Tages werden sie wieder arm abziehen, wie sie gekommen sind, sie haben ja nur für die Bank gearbeitet. Doch genug damit. Die Hauptsache ist, daß man

einen Anfang gemacht hat, man wird aus den Fehlern lernen, vielleicht auch andere Wege einschlagen und so wird hoffentlich die Zeit kommen, die auch den Zweifler eines Besseren belehrt.

Der Missionär hier muß mit dem Zuzug der neuen Siedler rechnen. Auf der Station selbst war ein neues großes Schulhaus im Bau, und auf einer Außenschule brachte er gerade einen Neubau unter Dach. Ich mußte ihm da helfen und zusammen mit einem Bruder machten wir das Blechdach in drei Tagen darauf. Am Sonntag hielt ich dann die Predigt. Leider mußte ich aber jetzt meinen weiteren Ferienplan aufgeben, da ich am nächsten Sonntag schon wieder in Mayehle antieren mußte. Ich konnte nur noch in Begleitung des Krankenbruders von Mhlabatshane einen kleinen Abstecher nach Awa St. Josef machen.

Awa St. Josef. Hier war ursprünglich eine Außenschule der Station Hlokozi, die auch Stting-Mission heißt nach dem berühmten bairischen Wallfahrtsort. Als der hochwürdigste Bischof A. Fleischer, C. M. M., eine Franziskus-Bruderschaft für Schwarze ins Leben rief, schenkte der irische Katholik, dem die Farm gehörte, auf der sich die Schule befand, dem Bischof einen Teil seiner Farm für diese schwarze Bruderschaft. Bei der Schule wurden ein Kirchlein und mehrere Blechhäuser errichtet, die für den Anfang notwendig waren. So entstand Awa St. Josef, die Wiege der Franziskaner-Bruderschaft für die Schwarzen. Vom Versuch wurde bald zur endgültigen Gründung eines regelrechten Klosters geschritten. Auf einer Anhöhe, etwa eine Viertelstunde entfernt, wurde aus Ziegelsteinen der Klosterbau errichtet. Dieses Kloster heißt jetzt Awa St. Josef, während der erste Platz in St. Patrick umgekauft wurde und als Seelsorgestation weitergeführt wird.

Das Kloster von Awa St. Josef ist einfach, aber praktisch und schön. Schon seine Lage ist reizend. Man schaut auf der einen Seite hinab und hinaus auf den Indischen Ozean, auf der anderen Seite hinein in das zerklüftete Bergland. Die Quadratform erinnert an ein Kapuzinerkloster. Nach innen liegen die Räume für die Klosterinsassen, auf einer Seite nach außen, gegen das Meer zu, sind Räume für Fremde und für den Seel-



P. Raphael Böhmer, C. M. M., Rektor des einheimischen Priesterseminars, kommt mit einem Teil seiner Studenten nach Mhlabatshane. (Photo P. Fischer.)

forgspriester, der später einmal da wohnen wird. Darum ist auch auf einer andern Seite für den Weiterbau einer Kirche vorgesehen. Die Bruderschaft zählt gegenwärtig 12 Professbrüder, 3 Novizen, 4 Postulanten und 15 Aspiranten. Einer der Professbrüder wurde am 28. November 1937 zum Priester geweiht. Gebe Gott, daß dieser Anfang gut gedeihe, kräftige Wurzeln schlage und ein reicher Segen für die Schwarzen Südafrikas werde!

Auf dem Heimweg hatte ich mit dem Krankenbruder Br. Agritius von Mhlabatshane viel zu sprechen über die guten Eindrücke, die ich von Kwa St. Josef mitnahm.

Als aber der Bruder in einer Hütte die vielen Kranken, die da auf ihn warteten, behandelte und mit Arzneien versah, da war ich wieder im Tal der Tränen. Der weitere Weg führte mich dann über Mhlabatshane, St. John und das Sanatorium zurück nach Mayehle, wo ich pünktlich am Samstagmittag eintraf und meine gewohnte Arbeit mit neuer Kraft begann.

Mein Ritt durch die Mission erreichte seinen Zweck. Ich erholte mich körperlich und frischte meinen Geist wieder auf. Ich lernte in der Ferne wieder meine Heimat lieben und will ihr unverdrossen meine Arbeit widmen.

Gebetsmeinung im Monat August: Daß in den Missionsländern die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria und die frommen Wallfahrten zu ihren Heiligtümern eifrig gepflegt werden.

Wie in Europa, so hat auch in den übrigen Erdteilen die Marienverehrung in den Händen der göttlichen Vorsehung zu allen Zeiten viel beigetragen zur Ausbreitung wie zur Erhaltung des christlichen Glaubens. Die Mutter

Jesu hat sich immer auch als die Mutter der Braut ihres Sohnes, als die Mutter der heiligen Kirche erwiesen. — In Japan waren die Christen zwei Jahrhunderte lang schweren Verfolgungen ausgesetzt und waren dabei ohne

Priester, trotzdem blieben sie, vor allem durch die Verehrung der Gottesmutter, ihrem heiligen Glauben treu und ergeben. — Das Volk, besonders im Orient, liebt und schätzt von Natur aus die religiösen Wallfahrten. So gibt es bereits in vielen Gegenden Heiligtümer, welche die Grotte von Lourdes darstellen und die von den Christen der Umgebung häufig besucht werden. Ja es bestehen

bereits einige Nationalheiligtümer, wenn man so sagen darf, wie José bei Shanghai, Tongiu bei Peking, Madou auf der Insel Ceylon, zu denen alljährlich viele Tausende von Christen pilgern. Wir sollen nun beten, daß durch die Hilfe der Mutter Gottes noch mehr solcher Heiligtümer entstehen und eifrig besucht werden zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen.

Gebetsmeinung im Monat September: 'Daß in den Missionsgebieten mehr Waisenhäuser errichtet werden'.

Unter den Werken der christlichen Missionstätigkeit nimmt eine hervorragende Stelle die Sorge für die Waisenkinder ein. Als Waisen gelten nicht nur jene Kinder, denen die Eltern weggestorben sind, sondern auch jene, die von ihren eigenen Eltern verlassen und ausgezogen wurden. Durch die Fürsorge für diese unglücklichen Kleinen macht sich die katholische Karitas und damit die katholische Religion auch in den Augen der Heiden liebenswert. Oft, besonders unter mohammedanischer Bevölkerung, ist die Waisenfürsorge eigentlich das einzige Apostolat, das ausgeübt werden darf.

In den Missionsgebieten gibt es zur Zeit ungefähr 2000 Waisenhäuser, in denen über

100.000 Kinder betreut werden. Davon sind in China 389 Häuser mit 25.000 Kindern; in Indien 407 mit 24.000 Kindern; in Afrika 617 Heime mit 30.000 Pfléglingen. Die vorhandenen Anstalten reichen indessen bei weitem nicht aus, aber die Armut macht es den Missionären unmöglich, auf diesem Gebiet mehr zu unternehmen. Da obendrein viele Mohammedaner, Hindus und Buddhisten ebenfalls Waisenhäuser errichten, um durch solche Gründungen ihrer Religion Einfluß zu verschaffen, obliegt uns die ernste Pflicht, wenigstens durch unser Gebet mitzuhelfen, daß noch mehr katholische Waisenhäuser errichtet werden und die schon bestehenden noch besser ausgebaut werden können.

Bruder Georg Lechner †.

Am 17. Mai starb im Krankenhaus zu Ellwangen Bruder Georg Lechner. Er war erst 19 Jahre alt und war noch im ersten Noviziatsjahr. Seine Heimat war Öpfingen bei Ehingen in Württemberg. Zwischen seinem Heimatsort und dem Missionshaus Josefstal bestanden seit langem schon gute Beziehungen, und eine überraschend große Zahl jugendlicher Brüderekandidaten hat ihre Schritte von Öpfingen nach Josefstal gelenkt, um sich bei uns auf den Ordens- und Missionsberuf vorzubereiten. Einer von diesen war auch der Verstorbene, dessen wir hier in schmerzlicher Trauer ge-

denken. Nun hat uns Bruder Georg wieder verlassen, ist heimgekehrt in seine Heimat, stumm und tot. Auf Wunsch seiner Angehörigen wurde seine Leiche nach Öpfingen übergeführt.

Wir sind tief erschüttert, weil der Tod so rasch kam. Über eine Woche schon war im Hause die Grippe, bei der man an kein Sterben denkt. Bruder Georg hielt sich tapfer. Letzten Sonntag diente er noch bei Tisch im Speisesaal. In der Nacht von Montag auf Dienstag stellte sich hohes Fieber ein; er phantasierte zeitweise. Als P. Rektor ihm meldete, daß der Arzt kommen werde, meinte er, das sei doch unnötig, übermorgen stehe er wieder auf. Als der Arzt aber kam, stellte er zu unserer schmerzlichen Überraschung fest, daß die Grippe ins Blut übergegangen sei, daß sich das Blut zersehe und daß die Krankheit bereits im letzten Stadium sei; zugleich ordnete er die Überführung ins Krankenhaus an. Zuvor spendete ich ihm



Bruder Georg Lechner, gestorben am 17. Mai 1938 in Ellwangen. (Kongreg.-Archiv.)



Studenten fingen gerne. Das gilt auch für diese schwarzen Studenten, die auf ihrem Spaziergang zum Mhlabatshane-Flüßchen gerade ein frohes Lied fingen. (Photo P. Fischer.)

im Auftrag von P. Rektor und im Beisein aller Mitnovizen die heiligen Sterbesakramente, die er noch bei Bewußtsein empfing. Beim Verladen ins Krankenauto bat er: „Laßt mich da!“ Aber wir konnten der Anordnung des Arztes nicht zuwiderhandeln.

Im Krankenhaus wurde das Herz zusehends schwächer. Nach drei Stunden schon war seine Lebenskraft erschöpft. Um 9 Uhr, Dienstag abends, öffnete er noch einmal weit die Augen, streckte sich und starb. Zur selben Zeit, als man sich in Josefstal nach dem Abendgebet zur Ruhe begab, war er in die ewige Ruhe eingegangen. Dieser rasche Tod ist erschütternd für uns, die wir mit ihm durch das gemeinschaftliche Ordensleben verwachsen waren.

Wir sind tief erschüttert, weil der Tod so rasch kam, aber noch mehr, weil Bruder Georg so gut war. Ich erinnere mich noch gut an seine Aufnahme ins Missions-

haus vor sechs Jahren. Der damalige Rektor hatte zuerst etwas Bedenken. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn Georg größer und älter gewesen wäre. Da schrieb aber der 13jährige Junge an seinen Jugendfreund Andreas Zoller (im Missionshaus) einen Brief, aus dem eine solche Liebe zu Jesus und zum Missionsberuf herausleuchtete, daß ihm ohne weiteres telephonisch die Aufnahme zugesagt wurde. Im Missionshause fühlte er sich glücklich und daheim, schon als Zögling, besonders aber seit seinem Eintritt ins Noviziat voriges Jahr am Herz-Jesu-Feste. Er war bescheiden und freundlich im Umgang mit seinen Mitzöglingen und Mitbrüdern; er hatte ein ehrfurchtsvolles Benehmen gegenüber seinen Vorgesetzten; er war gewissenhaft in all seinen Ordensobliegenheiten. Er arbeitete im Missionsbüro und hat durch seinen Fleiß und sein Geschick in sechs Jahren wertvolle Dienste geleistet. Gott der Herr vergelte ihm

seine Arbeit und sein gutes Beispiel! Beim Bekanntwerden seines Todes sind die Lobesäußerungen in den Reihen der Mitbrüder ganz spontan laut geworden. Da konnte man hören: „Schad' für ihn!“ — „Den haben alle mögen.“ — „Ich wollte, ich könnte so sterben wie er.“ — „Der wird für uns beten.“

Ein so guter Mensch reißt im Sterben in den Herzen der Angehörigen und Nahestehenden schmerzliche Wunden auf. Sein vorbildliches Leben ist aber auch ein

großer Trost. Ja, wir dürfen seine Eltern beglückwünschen, daß ihnen Gott einen solchen Sohn geschenkt hat, der ihnen, der Gemeinde und der Kirche zur Ehre gereicht. Wenn er auch nicht mehr leiblich unter uns weilt und wirkt, sein gutes Beispiel, gekrönt vom Opfer seines jungen Lebens, wird nicht vergessen werden. Wir werden ihm ein gutes Andenken bewahren. „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“

P. Alfred Stadtmüller, F. S. C.

Auf froher Fahrt.

Von P. Pius Zeifang.

(Schluß.)

Dienstag, den 21. Dezember — 35. Tag.

Gegen Mittag kommen wir nach East London. Die Fahrt war schön und abwechslungsreich. Der Wellengang war nicht zu erregt. Nach dem Mittagessen sahen wir an der Küste einen gestrandeten Dampfer. Wir hatten gehört, daß vor zwei oder drei Tagen ein englischer Dampfer auf die Küstenseifen geworfen worden war. Nun

sahen wir ihn, ganz in der Nähe des Hafens. Wie das nur möglich sein konnte? Aber wir sollten bald erfahren, daß so etwas sehr leicht möglich war. Die Brandung kam! Wißt ihr, was das ist? Wenn die Wellen daherbrausen und gegen den Dampfer schlagen, an ihm hochspringen. Aber nicht bloß von vorne, sondern auch von der Seite. Und das kam jetzt auch bei uns. Das Schiff wurde einmal sogar so sehr auf die Seite gelegt, daß die Wasser unten hindurchschossen. Ganz schräg lagen wir da, bald an die Reling gelehnt, bald an die Wand des Speisesaales. Wenn das auf hoher See gewesen wäre, hätte man Angst bekommen können. Besonders stark stürmten die Wellen gegen den gestrandeten Dampfer an. Beständig war das Oberdeck überspült, so daß man meinen konnte, dort drüben sei ein Wasserfall; denn ununterbrochen stürzten die Wasser wieder herab. Manchmal schlugen die Wellen und der Gischt noch ziemlich viel über den Ramin hinweg, waren also sicher haushoch. Das war ein Anblick, wie ich ihn sicher so bald nicht mehr erleben werde.

Nun kam uns der Lotse entgegen, der uns in den Hafen führen sollte. Wie sein Schifflein gehoben wurde! Es versank immer ganz hinter den Wellenbergen. Kam es wieder zum Vorschein, dann spie es auf allen Seiten Wasser aus, wie einer, der sich beim Baden verschluckt hat. Daß es den Kerl nicht ganz umwarf, wunderte mich. Aber er kam näher, blitzblank gespült. Die paar Matrosen standen auf dem



In Mhlabatshane, Natal.
Br. Agritius sorgt für die Kranken.
(Photo: P. Fischer.)

Deck, als ob nichts wäre. Diesmal brauchen wir lange, bis wir im Hafen angelegt hatten... Am Kai trafen wir gleich den Pater Provinzial der Herz-Jesu-Priester von Hilstrup. Er fährt nach Genua, mit uns also noch bis Durban, eine Station. — P. Koch und ich besichtigen nun zuerst ein englisches Schiff, das in einigen Stunden abfahren wird. Wir gehen überall hin, in die Touristenklasse, in die erste Klasse. Die Leute sitzen beim Tee, schauen uns an und wir sie. Steigen hinab zu den Kabinen, gehen durch die Gänge, alles Gummi. Das ist bei uns nicht. Dieser englische Dampfer kann 600 Passagiere fassen. — Draußen am Kai sind auch einige große Segelschiffe. Matrosen klettern auf den höchsten Masten herum und bringen Seile an. Es schwindelt einem beim Zuschauen.

Nun gehen wir in die Stadt, die etwas höher liegt. Treppen führen im Zickzack hinauf. Oben wieder Autos und breite Straßen. An Platz wurde hier nicht gespart. Wir gehen die Straßen entlang, schauen das bunte Leben an. Man ist es schon gewohnt. Hier zerlumpfte Gestalten und daneben wieder die neueste Mode. An einer Ladentüre spielt ein Grammophon fremde Weisen. Doch als wir zurückkommen, bleiben wir unwillkürlich stehen und lauschen. Eine reine, schöne Stimme singt unser unvergeßliches „Stille Nacht, heilige Nacht“. Wir sind still; denn die Heimat ist zu uns gekommen im fremden Land. Und Weihnachten wird es auch. Wir summen leise mit, die Leute neben uns schauen uns an. Sie verstehen nichts von dem Lied. Uns aber ist es ein Gruß von daheim, von der Heimat. — Vor dem Abendessen gingen P. Koch und ich noch zu dem gestrandeten Schiff hinaus. Ließen uns mit einer Barke auf die andere Seite des Hafens bringen. Dann ging es zu Fuß weiter. Es ist ein 12.000-Tonnen-Dampfer, also sehr groß. Unser Dampfer ist nur 8800 Tonnen groß. Das Unglück geschah folgendermaßen: Es war nebelig und die See ging hoch. Der Kapitän wußte nicht, daß er schon so nahe am Hafen war. Daher ließ er das Nebelhorn nicht blasen, das den Lotsen aufmerksam gemacht hätte. So kam niemand. Das Schiff trieb nun zu weit an



In Mhlabatshane.
Br. Agritius behandelt ein schwarzes Büblein.
(Photo: P. Fischer.)

den Strand und wurde auf die Felsen geworfen. Es steht ganz gerade da, bewegt sich nicht. Alle Versuche, es freizubringen, waren vergebens. Es ist verloren. Fünfzig Passagiere waren an Bord, die alle gerettet wurden. Aber die Fracht ist verloren, darunter 82 neue Autos. Eine Wache steht am Strand, damit niemand hinausgeht. Nur dreißig Meter vom Land entfernt — und nichts zu machen. Beständig schlagen die Sturzwellen über das Deck, daß es bis zu uns herüberdröhnt. Man weiß nicht, wann es zusammenkracht, daher darf niemand hinauf. Man sollte es nicht für möglich halten: so ein großes, starkes Schiff, und ganz verloren, gestrandet am Hafeneingang!

Abends sitzen wir noch mit dem Pater Provinzial und seinem Begleiter zusammen. Zwei Monate waren sie im Land, sind kreuz und quer gefahren und haben alle Stationen aufgesucht. Vieles haben sie erlebt und manches ist passiert, was weni-

ger angenehm war. Wenn z. B. einer auf einer gewissen Lokalität war und ganz unversehens flüchten mußte, weil durch einen Spalt eine Schlange hereinkam. Oder wenn er im Meer badete — er zeigte uns die Stelle, als wir vorüberfuhren — und eine Sturzwelle kam, als er sich gerade ankleidete, und er im Hemd um sein Leben laufen mußte. — Ähnliches könnte auch uns gelegentlich begegnen. Doch vorerst können wir darüber noch schlafen.

Mariannahill, Sonntag, den 26. Dezember. — 40. Tag.

Am 23. Dezember verließen unsere Reisenden in Durban das Schiff. Die Weihnachtstage verbrachten sie in Mariannahill. Am 26. Dezember abends bestiegen sie den Zug, der sie in die Präsektur Lydenburg brachte. Damit hatte die „frohe Fahrt“ ihr Ende gefunden. Wir beschließen unseren Bericht mit der Schilderung des 26. Dezember und der Ankunft in Lydenburg. (Anmerkung der Schriftleitung.)

In der Frühe las ich in der Eingeborenenkirche die hl. Messe. Ein Negerknabe ministrierte. Da teilte ich auch die ersten Kommunionen an Schwarze aus. Zuerst kam eine Weiße, dann die Schwarzen. Alle friedlich nebeneinander. Es waren nicht viele Leute da, denn in der Nacht hatte es ein schweres Gewitter gegeben und alle Bäche führten Hochwasser. P. Koch war mit einem Vater von Mariannahill nach der Außenstation Sankt Wendelin gefahren. P. Klebing las um 10 Uhr bei den Schwarzen die Messe. Die Neger sangen Weihnachtslieder. Unsere Melodien.

Nachmittags war im Festsaal der Schule Verteilung der Weihnachtsgeschenke. Da bringen die Schwarzen die Geschenke mit, die sie andern geben wollen. Damit die Sache unterhaltlich werde, spielten sie Theater, d. h. es traten verschiedene auf, die irgend etwas vortrugen. Das war nun interessant. Zuerst kamen zwei Mädchen, vielleicht im Alter von fünf und acht Jahren. Sie sangen auf Englisch ein Lied von einem alten Regenschirm, den sie für die Schule brauchen. Sangen zweistimmig, ganz weich. Ein Schwarzer spielte dazu auf einer Zither. Dann kamen einige Lehrerinnen und führten einen Tanz auf. Diese Bewegungen und Wendungen! Muten zuerst komisch an, erfordern aber viel Geschick. Nun traten vier Neger auf, lange Kerle, die in den feinsten Anzügen steckten und hohe Stehtragen trugen. Wie das abstricht gegen das Gesicht. Dazu die weißen Zähne und das Weiß der Augen. Sie tanzen herein, einen Schritt vor, einen zurück. Alles am Körper ist in Bewegung. Jetzt sind sie in der Mitte. Unten spielt ein Schwarzer auf dem Klavier. Er gibt einen Akkord an und schon singen die vier ein vierstimmiges Lied. Ein Schlag war das. Dabei tanzen sie immer. Ich frage den Vater nach dem Inhalt des Liedes. Er lautet ungefähr so: „Wir sind schon Herren und haben auch Geschenke mitgebracht. Ihr seid gekommen trotz dem Regen.“ Da ist nichts vorbereitet. Dazu gibt es keine Melodie. Das machen sie selbst zusammen. Dabei sang keiner falsch und die Melodie war sehr fein. Der Vater sagte, daß z. B. auch eine Kuh, die sich verlaufen hat, von den Negern unter Gesang



Die Kranken von den Siedlungen draußen sind in einer Hütte zusammengekommen und lassen sich vom Krankenbruder behandeln und empfangen Arzneien.

(Photo: P. Fischer.)



Bruder Agritius unter seinen Kranken. Er spricht ihnen Mut zu und sucht sie zu trösten. (Photo P. Fischer.)

gesucht wird. Sie singen dabei etwa so: „Ich habe die Ruh verloren, wo ist sie?...“ So gibt es viele Strophen und es wird gleich mehrstimmig gesungen. So liegt es in ihnen drinnen. — Die Gruppe, die jetzt auftrat, ließ einen richtigen Kaffergesang hören. Laut, schreiend, aber auch mehrstimmig. Da klatschten die Schwarzen aber Beifall. Nun folgte ein kleines Theater. Ein Schuster, der die Schuhe verwechselt, die falschen verkauft, und wie am Schluß die Polizei erscheint. Der Schuster spielte gut, die andern waren schüchtern. Aber wie sie die Richter nachmachten, war einfach großartig. Dann bricht das Ganze plötzlich ab, für uns unerwartet, aber die Schwarzen klatschten... Dazwischen hinein erfolgte die Verteilung der Gaben. — Für uns sechs wurde es aber Zeit, zu gehen. Mußten auf die Bahn. Wir baten die Schwarzen noch, ihre Nationalhymne zu singen. Man hatte uns gesagt, sie sei so schön. Alle erhoben sich von den Sitzen und sangen. Wie das klang! Dieser Gesang, mehrstimmig, aus jungen und alten Kehlen. Ich muß gestehen, daß er uns ergriff. Soviel Innigkeit und geheime Schwermut liegt in ihm. Als ob all die Qual jahrelanger Unterdrückung aus ihm sprechen würde. Und doch wieder voll Leben und köst-

licher Bewegtheit. Wir dankten und gingen. Nahmen noch eine kleine Stärkung zu uns. Dann ins Auto und nach Durban zum Zug...

Dienstag, den 28. Dezember — 42. Tag.

„...Die nächste Station ist Lydenburg.“ Wir schauen. Wo ist die Stadt? Der Zug hält. Ein kleiner Bahnhof. Die Stadt liegt auf der andern Seite. Noch ist niemand von unsern Patres zu sehen. Doch, dort stehen zwei Autos. P. Riegler, P. Habicher und ein Bruder kommen und begrüßen uns. Dann kommt Msgr. Mohn und P. Lechner. Herzlich ist die Begrüßung. Hinein ins Auto und zur Stadt. Breite Straßen, niedere Häuser zwischen Bäumen. Wir kommen zur Residenz unseres Apostol. Präfekten. Ein kurzes Frühstück. Aber keiner hat Hunger. Dann zum Konvent der Schwestern. Dort wird alles angeschaut. Endlich wieder ins Auto, hinaus auf die Farm „Maria-Trost“. Bald ist die Stadt hinter uns und die Straße wird schlechter. Trotzdem geht es schnell voran. Müssen bald rechts, bald links den Löchern ausweichen oder einem Esel oder einem Rind, das nicht aus dem Weg gehen will. Nun geht es über eine einfache Brücke und dann sind wir in Maria-Trost.

Maria-Trost sieht wie ein kleines Dorf aus. Die Häuser sind alle niedrig, ohne Stockwerke. So liegt da ein Gebäude und dort wieder eines inmitten von Eukalyptusbäumen. Im Garten blühen Blumen. Ich fühle mich nicht enttäuscht. Ich hatte es mir nicht so „bewaldet“ vorgestellt. Ich komme ins Haus. Man zeigt mir mein Zimmer. Es ist groß und hell

— so groß wie das daheim — mit zwei Fenstern nach zwei Seiten. Davor ein Gärtchen mit Blumen und ringsum Bäume. Grüne, stattliche Eukalyptusbäume, die auch im Winter die Blätter nicht verlieren.

Da werde ich also bleiben und mich einrichten. Ich bin in meiner neuen Heimat angekommen.

Wunderbare Rettung.

Von Karl Heinrich Mohr.

Vor mehr als hundert Jahren, zu einer Zeit also, da es noch keine mit Funkengerät ausgerüsteten Schnelldampfer gab, vermittelte ein englisches Rauffahrteischiff die ständige Verbindung zwischen der heimatischen Industrie- und Handelsmetropole Liverpool und St. John, dem kanadischen Hafen.

Eines Tages, um die Mittagszeit, war Bruce, der Steuermann des Rauffahrteischiffes, in seiner Kabine mit der Berechnung des Standorts beschäftigt. Man näherte sich der Küste Neufundlands, und Länge und Breite, wo man sich befand, genau festzustellen, war wichtig für den Rest der Fahrt. Jrgend etwas klappte bei dieser Arbeit nicht. Bruce rief durch die offenstehende Tür hinüber nach der anstoßenden Kapitänskajüte: „Hallo, Captain, wie ist Ihre Berechnung?“ Er erhielt keine Antwort, obwohl ein Blick über die Schulter ihn davon überzeugte, daß der Alte an seinem Tisch saß und schrieb. Bruce stand auf, trat neben den Schreibenden. Der hob den Kopf, wandte das Gesicht, ohne ein Wort zu sagen, dem Steuermann zu, blickte ihn starr und fremd an. Bruce wich entsetzt

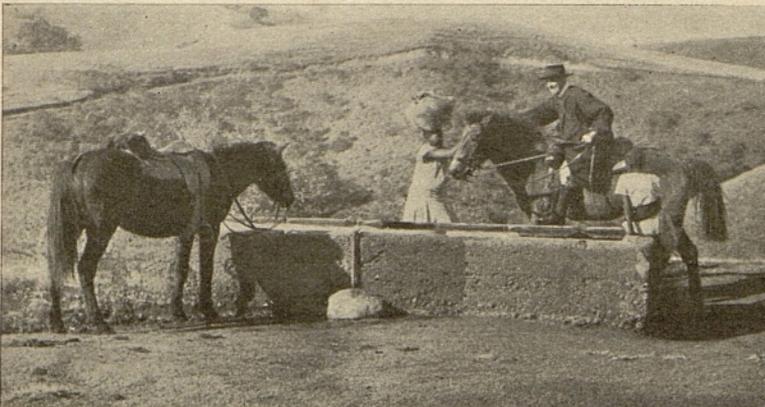
zurück: der da saß und schrieb, das war gar nicht der Kapitän, es war auch kein Mitglied der Besatzung, es war — ein gänzlich Fremder!

Bruce stürzte an Deck und berichtete dem Kapitän seine Wahrnehmung. Beide begaben sich daraufhin schleunigst nach der Kabine. Aber, den sie dort suchten und anzutreffen vermuteten, den fanden sie nicht, kein Mensch war mehr im Kapitänsräum! Dafür aber standen auf der Schiefertafel des Alten, die er auf dem Tisch liegen gelassen hatte, in großer, deutlicher Schrift die Worte: „Stear to the North-West“ (Steuert nach Nordwesten).

Keiner der wenigen Schreibkundigen an Bord schrieb die gleiche Hand. Aber auch kein Fremder, kein „blinder Passagier“, befand sich irgendwo am Kasten versteckt! Die beiden Männer standen vor einem Rätsel!

Um der Sache auf den Grund zu gehen, beschloß der Kapitän, dem geheimnisvollen Befehl nachzukommen. Er riskierte dabei nicht mehr als ein paar Stunden Zeitverlust, und die spielten bei dem damaligen „Tempo“ keine Rolle.

Der Segler steuerte also nach Nordwesten.



Am Jakobsbrunnen in Kwa St. Josef, Natal. Br. Agritius gibt einem Mädchen sein Vesperbrot. (Photo: P. Fischer.)

Und sichtetete, nach kurzer Fahrt, ein in höchster Seenot hilflos auf den Wellen treibendes Wrack!

Keinen roten Penny mehr gaben dessen Mannschaften und Passagiere für ihr Leben. Bis auf einen. Bruce überließ es eiskalt, als er diesen einen unter den Schiffbrüchigen gewahrte, welche die sofort ausgelegten Rettungsboote an Bord brachten. Denn dieser eine war der geheimnisvolle Schreiber! Hierüber ließ weder sein Gesicht noch seine Kleidung einen Zweifel, und als der Kapitän ihn später ersuchte, auf der Rückseite seiner Tafel die Worte „Stear to the North-West“ niederzuschreiben, da ergab sich einwandfrei die Gleichheit der Handschrift!

Und der Kapitän des verunglückten Schiffes Berichtete, nachdem das Rettungswerk glücklich beendet und den Schiffbrüchigen wärmender Grog gereicht war, daß ziemlich genau um die Mittagszeit eben jener Mann ganz plötzlich in kurzen, tiefen Schlaf verfallen sei und nach seinem Erwachen freudig ausgerufen habe: „Bald werden wir gerettet!“ „Denk lieber an deine Seele als an Unmögliches!“, habe man ihm angesichts der verzweifeltsten Lage geantwortet. Er aber hatte sich nicht beirren lassen und beteuerte wiederholt und allen Ernstes, daß ihm soeben geträumt habe, er befände sich an Bord eines fremden Schiffes, das zur Rettung den Kurs auf sie nähme. Und dann habe er das Schiff in allen Einzelheiten so genau beschrieben, daß es, in Sicht gekommen, von allen ohne weiteres erkannt werden konnte und auch erkannt wurde!

Professor Johann Heinrich Jung, bekannt unter dem Namen Jung-Stilling und im Jahre 1817 verstorben, hat uns die nachfolgende Geschichte eines ihm bekannten Kaufmanns hinterlassen.

Dieser Kaufmann befand sich einst auf einer Geschäftsreise durch Holland. Von Rotterdam aus, wo er seine Geschäfte erledigt hatte, beabsichtigte er, nach der auf der Insel Walcheren gelegenen kleinen Hafenstadt Middelburg weiterzureisen, um auch dort Kunden aufzusuchen. Der Sicherheit halber und weil das Marktschiff nicht regelmäßig, sondern nur je nach Bedarf verkehrte, hatte er, sobald für ihn die Reise feststand, sich einen Platz belegen lassen und denselben auch be-

zahlte. Ein Matrose sollte ihm Bescheid nach seinem Gasthof überbringen, sobald die Abfahrt bevorstand. Der Matrose kam, aber der Kaufmann — lehnte ab. Denn zugleich mit dem Eintritt des Seemanns in sein Zimmer kam eine ebenso unerklärliche wie gebieterische Angst über ihn. Er wußte nicht, vor was, aber er vermochte auch nicht, sich ihr zu entziehen! Alle Gegenvorstellungen des Matrosen und alle Beruhigungsversuche halfen nichts, der Kaufmann verzichtete auf die Reise, zwar schweren Herzens, doch standhaft, und obwohl die Geschäfte ihn riefen und er nicht wissen konnte, wann die nächste Verbindung sein würde. Das bereits entrichtete Fahrgeld gab er preis.

Seinen Mißmut über den ihm auf so geheimnisvolle Art aufgezwungenen Reiseverzicht versuchte der Kaufmann abends in der Gesellschaft von einigen Bekannten bei einem Glas Wein zu beheben. Mitten in das Gelage drang plötzlich aufgeregtes Schreien und Lärmen, wilde Schreidensrufe, von der Straße in das Lokal hinein, wie man es selbst in der lärmfüllten Hafenstadt nicht gewohnt war.

Was war geschehen? Es war die Kunde eingelaufen, daß das Middelburger Marktschiff während der Fahrt nach Walcheren vom Blitz getroffen in Brand geraten und mit Mann und Maus elend untergegangen war!

Ein Geistlicher, der (längst verstorbene) Pfarrer Weber aus dem bayerischen Allgäu, saß einst an einem unwirschigen Wintertag in der behaglichen Stube beim Mahle, als es an seiner Tür pochte. Ein armer, hungriger und in Lumpen gehüllter Junge bat um Einlaß, um ein Almosen.

Der Pfarrer ließ ihn an seinem Tisch Platz nehmen und teilte sein Mahl mit ihm. Er behielt ihn auch bei sich im Hause. Schwach und elend, wie der Junge war, wollte und konnte er ihn nicht bei Wind und Wetter ins Angewisse ziehen lassen. Ein sauberes Bett war vorhanden, für eine gediegene Kleidung bald gesorgt, es fehlte nicht an Nahrung und Zuspruch, und auch für die nötige ärztliche Betreuung sorgte der hilfsbereite Priester.

Er behielt den Buben während des ganzen Winters über im Hause und hatte die Freude, daß mit dem Einzug des Frühlings jede Gefahr gebannt schien. Ja, als es Sommer

wurde, zeigte sich der kleine Schützling soweit hergestellt, daß daran gedacht werden konnte, ihm einen geregelten Unterricht zu erteilen. Es war ausgemacht, daß er, der Etern- und Heimatlose, in Webers Hause bleiben sollte. Er hätte wahrlich kein besseres und kein liebevolleres Heim finden können!

Im Herbst jedoch, als die rauhe Witterung einsetzte und Stürme übers Land hinwegbrausten, da erwachte erneut die tödliche Krankheit, bemächtigte sich nun mit unerbittlicher Heftigkeit und Hartnäckigkeit des schwächlichen Körpers, und so währte es nicht lange, bis ein junges Menschenleben unter verzehrendem Fieber einging in die ewige Heimat.

Wenige Monate nach dem Ableben des Jungen — wieder herrschten Eis und Schnee — kehrte Pfarrer Weber bei hereinfallender Dunkelheit von einem Krankenbesuche heim. Sein Weg war weit, und frischer Schnee lag über ihm — was Wunder, daß er die Richtung verlor.

Umherirrend auf endloser, weißer Decke, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte, trachte es plötzlich unter des Pfarrers Füßen. Er vernahm das Bersten von Eis und fühlte, wie er sank. Bis über die Hüften im eisigen Wasser, die Füße vergebens nach Grund tastend, wehrte sich der Einsame verzweifelt gegen ein gänzliches Versinken, gegen den Tod. Er schrie um Hilfe. Niemand hörte ihn, niemand kam, um ihm beizustehen.

Gewiß, daß sein Ende nahe sei, wandte der Pfarrer ein letztes Mal den Blick nach oben.

Und siehe da: in hellem Glanze, verklärt und weithin sichtbar, schwebte vor ihm, nahte sich ihm — der Knabe, den er vor Jahresfrist gelobt, gepflegt und in sein Haus aufgenommen hatte! Wortlos streckte er dem Ertrinkenden die Hand entgegen, half ihm heraus aus dem gierigen Element, geleitete ihn auf festen Boden und wies ihm mit ausgestrecktem Arm die Richtung an, die er einschlagen mußte, um ungeschädigt nach Hause zu kommen. Sodann verschwand er, lautlos, wie er gekommen war.

Pfarrer Weber erreichte wohlbehalten sein Haus. Tags darauf trieb es ihn nochmals hinaus an die Stätte seines nächtlichen Abenteuers. An den noch unversehrten Fußstapfen, die er hinterlassen hatte, konnte er sie mühelos wiedererkennen. Von Ortskundigen aber erfuhr er, daß gerade da, wo er eingebrochen war, sich die tiefste und gefährlichste Stelle des Teiches befand!

*

Josef Haydn, der gottbegnadete Tonsetzer, veranstaltete im Jahre 1792 zu London einen Konzertabend. Um sein herrliches Spiel aus nächster Nähe genießen und sich ganz dessen Bann hingeben zu können, verließen die meisten Parterrebesucher ihre Plätze und drängten sich um das Podium.

Raum, daß die ersten Takte durch den Saal rauschten, wurde des Meisters Spiel von einem ohrenbetäubenden Getöse überdonnert: der mächtige Kronleuchter hatte sich von der Decke gelöst und sauste hinab — auf die verlassenen Stühle!

Mehr als dreißig Menschen standen sprachlos



Im Gebiet von Kwa St. Josef, Natal. Br. Agrius trifft ein paar Kinder beim Viehhüten.
(Photo: P. Fischer.)

vor Schreck. Bis einer plötzlich in freudigem Erwachen ausrief: „Mirakel! Mirakel!“

Hahn selbst dankte Gott, daß er ihn durch sein Spiel zum Werkzeug der Errettung so vieler Menschen vor dem sicheren Zerschmettertwerden auserloren hatte.

Die Sinfonie aber, die er begonnen hatte zu spielen, erhielt den Namen: „Mirakelsinfonie“.

*

„Stilles Wirken in der Pfarrei.“

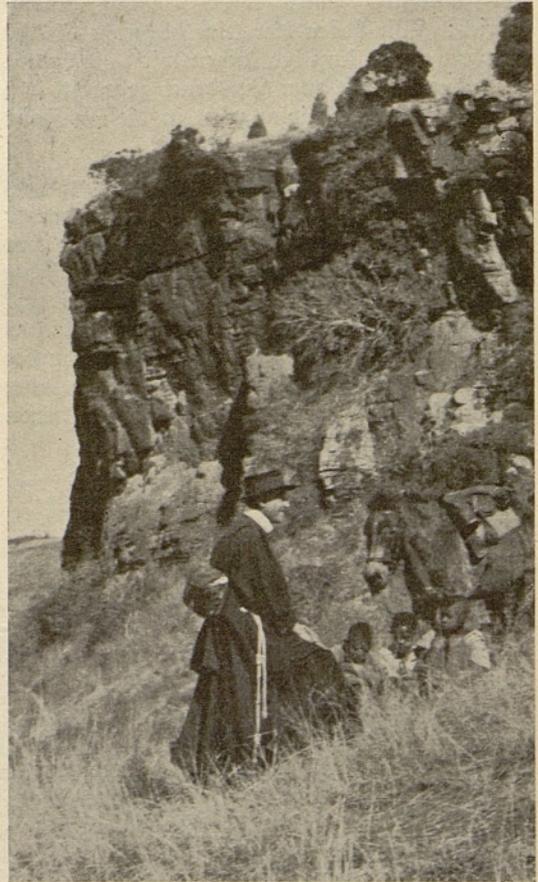
So war es von den Eltern schon lange bestimmt: Mein Bruder und ich sollten einander einmal eine Heimat schaffen. So harrete und sorgte ich mit den Eltern, bis der Herr dem heimgekehrten Krieger nach einigen Jahren die Priesterwürde schenkte. Und noch wenige Jahrlein, und er durfte in einem Reichsstädtlein eine Pfarrei übernehmen. Ich freute mich riesig, als ich ihm nun den Haushalt einrichteten und führen durfte. Wie nett und ideal sollte es bei uns werden. Behaglich und geschmackvoll sollte unser Heim in dem geräumigen, luftigen alten Haus aussehen. Es konnte eine Vorhalle des Himmels werden, wenn nicht alle Zeichen trogen. Mein Bruder mußte sich nach den bitteren Kriegsjahren, nach dem Studium und nach seiner unständigen Verwendung vorkommen wie ein kleiner König in seinem Reich. Und wenn dann unsere lieben Eltern einmal zu Besuch kämen, mußten sie reiflos glücklich sein, ihre Kinder in dieser Geborgenheit und Harmonie zu finden. Aber bald schon sah ich ein, daß das Pfarrhaus nicht so ganz neben der Himmelstür lag, ja, daß sogar ein sehr großer Weg dazwischen war. Mein Bruder in seinem jugendlichen Eifer fing tüchtig an zu arbeiten und neu zu gestalten. Von einem gemütlichen Zusammensein merkte ich nicht viel, denn außer den Mahlzeiten oder wenn Gäste kamen, waren wir eigentlich nie beisammen. Mein Bruder hatte keine Zeit, sich im Stübchen seiner Schwester behaglich zu fühlen, über Bücher zu reden oder sich über die geistigen Strömungen der Zeit zu unterhalten. Ich hatte in die geistige Welt des Pfarrherrn keinen Zutritt. Heute habe ich mich längst damit abgefunden. Aber im Anfang war mir diese Einsamkeit eine bittere Enttäuschung.

Aus dem gemütlichen, sauberen Heim

Von diesen vier Fällen ist keiner erfunden oder erdichtet. Sie alle beruhen auf tatsächlichem Geschehen, das überliefert ist.

Jenes Walten aber, das so wunderbar rettend in entscheidender Minute eingriff, mit menschlichem Verstand ergründen zu wollen, wäre ein müßiges Beginnen. Man kann nicht umhin, in ihm ein allmächtiges Walten zu erblicken.

wurde fast ein Bienenhaus. Die Pfarrbücherei kam ins Haus, eine Reihe Kinder



Ein romantisches Plätzchen in der Nähe des Umzumbi-Flusses. Hier führt der Weg nach Kwa St. Josef vorbei. Br. Agrippus hat wieder eine Gruppe schwarzer Hüterbuben getroffen.

(Photo: P. Fischer.)

holten wöchentlich die Sonntagsblätter und Kirchenanzeiger ab. Ministranten kamen zum Unterricht, einmal hatte ich sogar vierzig dieser Männlein zur Kaffeervisite von unseren beiden Pfarren da. Als wir noch kein Gemeindehaus hatten, waren auch ab und zu Gemeinschaftsabende im Haus, oder es wurden Musikproben abgehalten. So sehr früher das Pfarrhaus mit geziemendem Respekt umgangen wurde, so weit sind heute seine Tore geöffnet. Und bei der bekannten Gastfreundschaft des Pfarrherrn war es auch selbstverständlich, daß viele Besuche kamen. Unser Gästebuch zeigte ein buntes Durcheinander von Künstlern, Freunden, Rednern, Schriftstellern und Geistlichen. Und wenn unsere Mutter anlässlich eines ihrer Besuche hineinschrieb: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir“, so hat sie damit unbewußt zum Ausdruck gebracht, daß wir alle unsere Heimat nicht in diesem Haus haben.

Wenn ich auch manchmal nicht mehr wußte, wie meine Wirtschaft weiterzuführen war vor Arbeit und — ehrlich gesagt — auch vor finanziellen Sorgen, sehr viel Freude erlebte ich doch an den Menschen, die sich bei uns heimisch fühlten. Wie ein stiller Segen lag es oft über uns, wenn ein edler Mensch unser Haus durch seine Gegenwart weihte oder wenn ich in seiner feingestimmten Seele neuen Mut zum Weiterschreiten schöpfte.

Aber einmal war ich so mutlos und verzagt, als ich zu einem neuen Tag erwachte, daß ich mir nicht mehr zu helfen wußte. Da, in die Stille der Morgendämmerung hinein, schlug ernst und tief die Abglocke an, erst zag und schwach, dann immer sieghafter und wuchtiger und eindringlicher. Und es war, als rufe sie unaufhörlich: „Der Herr hat unter uns gewohnt, wohnt noch unter uns — unter uns — unter uns!“ Und mit einem Male jagten alle Sorgen wie böse Nachtgespenster davon, und ich wurde froh über Gottes Wohnen unter uns. Und ich wußte, daß ich meinen Weg mutig weitergehen mußte, wie er auch ausfallen würde. Es war mir klar, daß man nicht ins Pfarrhaus darf, um ein ruhiges, wohlgeordnetes Leben zu führen — ich wenigstens darf es nicht —, sondern daß ich im Pfarrhaus bin, um zu „entwerden“, wie Heinrich Suso so fein sagt. Wie der Priester

auf Familie und Heimglück verzichtet, um für Gottes Reich sich zu verzehren, so muß auch ich auf die wohlgepflegte Behaglichkeit verzichten, um „allen alles zu werden“. Ich strenge mich an, über den Dingen zu stehen, wenn ich auch ab und zu wieder in sie hineinfalle. Aber dies gehört unter Rubrik „Verzager“.

Ich habe gelernt, mir meine eigene Welt zu schaffen, in der ich nicht mehr einsam bin. Die früher so bitteren, einsamen Abendstunden sind mir nun lieb und unentbehrlich geworden. Sie führen mich in eine Welt, die keine Disharmonie mehr kennt, wo die Heiligen im Lichtglanz Gottes wohnen. Auf den Spuren heiliger Frauen fand ich sehr viel Röstliches, daß ich damit meinen Alltag ausfüllen kann. Und in ihrer Gemeinschaft finde ich auch das rechte Verhältnis zu meinem Bruder und zu den Menschen.

Das Bild meiner Tätigkeit wäre nicht zu Ende gemalt, würde ich die gedämpften Farben im Hintergrunde weglassen, die dem Bild erst die rechte Kraft geben. Wenn der Priester am Altar sein „Gebet, es ist Sendung“ spricht, so füllt sich meine Seele noch in einer andern Art angesprochen. Nicht nur im Pfarrhaus habe ich meine Sendung, sondern in der ganzen Gemeinde, wo ein Mensch meiner materiellen und mehr noch meiner geistigen Hilfe harret. Wir alle, die die Liebe Christi drängt, haben unsichtbare Gaben, die wir austeilen müssen. Ob ich nun eine kranke Frau besuche, eines alten Mannes Kummer geduldig anhöre, einer werdenden Mutter die Angst wegnehme, indem ich ihr von dem kleinen Seelchen erzähle und der Güte Gottes, oder ob ich sonst jemand ein gutes Wort sage: immer habe ich den Wunsch, daß die Menschen dadurch näher zu Gott kommen mögen. Wir alle sind füreinander verantwortlich, verantwortlich in Liebe. Ich las einmal irgendwo, daß man an einem einsamen, trostlosen Menschen nie vorübergehen dürfe, ohne seinen verbüßerten Augen etwas zuliebe zu tun. In eben diesem Zuliebetun habe ich jene Freude geholt, die mich über das Schwere meines Berufes hinwegträgt. Und in der Gemeinschaft mit den hilfsbedürftigen Menschen hoffe ich, jene Frische zu bewahren, die nicht hart und bitter werden läßt.

(Aus dem Herder-Buch „Leben spricht zu Leben.“ Herausgegeben von Dr. Gertrud Ehrle.)

Plauderei aus Südafrika.

Br. A. Cagol.

Jeder nach seiner Art. Wenn ein Weißer und ein Schwarzer auf dem Marsche vom Regen überrascht werden, so wird der Weiße wahrscheinlich einen Mantel anziehen, um sich gegen den Regen zu schützen. Der Schwarze hingegen wird seinen Körper möglichst entblößen und dem himmlischen Naß unbedenklich aussetzen, dafür aber seine Kleidung säuberlich zusammenfalten, um sie nach Möglichkeit trocken zu halten. Ist der Fuß sehr stark, so wird der Weiße durch und durch naß, der Schwarze wird zwar bis auf die Haut naß, aber nicht darüber oder darunter, sondern alles übrige Wasser läuft schadlos an ihm ab. Hört der Regen endlich auf, so mag der Weiße noch stundenlang in nassen, schweren Kleidern zu gehen haben, während des Schwarzen Haut schnell abtrocknet und er sogar leidlich trockene Kleider anlegen kann, falls es nach dem Regen sehr kalt wird.

Vorsicht ist besser als „Medizin.“ Ein Schwarzer erzählte einem weißen Herrn, der ihn gut kannte, er sei in den Besitz einer „Medizin“ gelangt, die ihm völlige Sicherheit verleihe, falls er nachts im Buschfeld schlafe. Der Weiße fragte ihn dann: „Würdest du heute nacht zu N. schlafen?“ (Um betreffenden Orte hausen Löwen.) Der Schwarze kraute sich bedenklich den Kopf und meinte: „Ich bin ja sicher, daß es gut ginge; aber, siehst du, ich habe die Medizin erst ganz kurze Zeit, und alle Löwen mögen noch nicht davon ge-

hört haben, und so ein dummer Löwe könnte daher kommen und mich in seiner Unwissenheit töten und auffressen.“

Er ließ sich nichts weismachen. Einem Schwarzen, der eines schweren Vergehens angeklagt war, wurde geraten, sich der Dienste eines rechtskundigen Verteidigers zu bedienen. Der Rechtsanwalt brachte seinen Kunden straffrei durch und verlangte dafür von ihm die Summe von 5 Pfund Sterling. Nach Hause zurückgekehrt, behauptete der Schwarze, er sei nicht freigesprochen worden; hatte er doch 5 Pfund bezahlen müssen.

Einleuchtend. Der schwarze Diener kam eines Abends mit einer großen Taschenuhr zurück, die er gekauft hatte. Leider wollte sie nicht gehen, weshalb er seinen Herrn bat, sie zu öffnen und nachzusehen, was etwa darin fehle. Der Weiße erfüllte den Wunsch des Burschen und fand eine tote Fliege im Gehwerk der Uhr. „Oh“, rief der Schwarze aus, „sie kann freilich nicht gehen, wenn der Treiber tot ist.“

Weithertzig. Das eingeborene Dienstmädchen erhielt Besuch in der Küche; es war ein anderes schwarzes Mädchen. „Dies ist meine Schwester“, sagte es zur Herrin. „Aber, Liese“, entgegnete diese, „jedes Mädchen, das hierher kommt, ist deine Schwester!“ — „Aber, Missis“, beharrte Liese in allem Ernste, „dies ist wirklich meine Schwester; sie ist meiner Tante Kind.“

Br. Agritius im Gespräch mit einem alten Krieger, der den Burenkrieg auf Seiten der Engländer mitgemacht hat. Der Schwarze bekommt von der Regierung eine Pension.

(Photo: P. Fischer, Centocow.)



Auch eine Erklärung. Ein Schwarzer lauschte den Tönen des Grammophons im Hause seines Herrn. Gefragt, wie nach seiner Ansicht die Stimme in dem Geräte zustande komme, erwiderte er nach einigem Zögern: „Ich habe erzählen hören, daß, wenn man die Luftröhre eines Tieres nimmt und durch sie bläst, so wird sie das gleiche Geräusch hervorbringen, als wenn ihr Besitzer am Leben wäre. So denke ich, hat der weiße Herr die Luftröhre eines Menschen in die Maschine gesteckt, und wenn du sie aufziehst, so bläst der Wind durch die Luftröhre und sie fängt an zu sprechen und zu singen.“

Nicht sein Platz. Ein protestantischer Mugandaneger war mit seinem weißen Herrn nach Khartoum gekommen. Dort besuchte er einen auf der katholischen Mission bediensteten Landsmann. Sonntag wohnte er auch freiwillig dem Gottesdienst in der katholischen Kirche bei, obschon die Anglikaner dort eine prächtige Kathedrale besitzen. Gefragt, warum er nicht seine eigene Kirche besuche, bekannte er: „Die große Kirche ist doch für die Engländer; ich bin kein Engländer, sondern ein armer Muganda.“

Negerweisheit. „Wenn du jemandem Bier zu trinken gibst, so lenke deine Blicke abseits, damit du ihn nicht trinken siehst.“ Der Grund ist, daß dein Freund nicht denke, du beobachtest ihn, wieviel er trinke, wie gierig er trinke, und er sich deinetwegen scheue, weniger zu trinken, als ihn gelüftet, und daß er schließlich, wenn du ihn besuchst, dich auch freigebig bewirte.

„Wenn du von jemand etwas erhältst, so empfang es mit beiden zusammengehaltenen Händen, nicht etwa mit einer Hand allein, wodurch du den Geber beleidigst.“ Durch Ausstrecken einer Hand allein würdest du gleichsam sagen: Deine Gabe ist klein; eine Hand ist hinreichend, sie zu empfangen.

„Ein Weißer hat keine Verwandten, er hat nur Geld.“ Bei den Bantu bedeutet Verwandtschaft Hilfe, Teilnahme am Besitz, gewissermaßen Besitz.

„Der Vielbewehrte pflügt ein Feld.“ Es will besagen, daß ein Mann nur eine seiner Frauen wirklich liebt.

Lewanika, der Großhäuptling der Barotse (in Nord-Rhodesien) besuchte mit heimischem Gefolge England. König Eduard VII.

empfang ihn in Audienz. Nachher drängten sich die Barotse-Begleiter um ihr Oberhaupt und wollten wissen, was der großmächtige König von England zu ihm gesagt habe. Voller Verachtung glitt Lewanikas Blick über seine Leute hin und er sagte: „Wir Könige wissen, was wir einander zu sagen haben.“

Ende Jänner 1938 füllte sich zum ersten Male das große Looskop-Staubbecken, die größte künstliche Wasserfläche im Transvaal. Seit 1906 dachte man daran, diese sehr günstige Lage am Großen Olifant (Elesantenfluß) für Bewässerungszwecke auszunutzen. Etwa 50 Kilometer nördlich von unserem Nachbarstädtchen Middelburg, wo der nordwärts fließende Olifant sich am „loosen Kopf“, dem Granithügel Looskop, stößt und im Bogen um ihn herumzieht, ist ein Betondamm von 427 Meter Länge und 32 Meter Höhe entstanden, der das Flußbett abriegelt und einen Stausee von 24 Kilometer Länge und 20 Millionen Hektoliter Fassungsvermögen geschaffen hat. Wegen der steilen Flußufer wäre die Anlage eines seitlichen Abflußkanals zu kostspielig geworden, weshalb die Einrichtung getroffen wurde, daß alles Überwasser über den oberen Rand des Steindammes laufen wird. Unterhalb des Hauptdamms sind zwei weitere Wehre errichtet worden, das erste 25 Kilometer flußabwärts, das zweite weitere 65 Kilometer entfernt. Diese beiden Dämme werden das Wasser zur Verrieselung von zusammen 15.000 Hektar sehr fruchtbaren Bodens aufstauen. Der große Wasservorrat im Hauptsee, der sich zweimal im Jahre füllen kann, sichert eine stetige Wasserzufuhr für die Pflanzungen. Das Unternehmen, an dem etwa zwei Jahre gearbeitet wurde, hat über eine Million Pfund Sterling gekostet. Im wasserarmen Transvaal üben Stauseen eine große Anziehungskraft aus, und so bildet das Looskop-Becken bereits einen beliebten Ausflugspunkt für Kraftwagenbesitzer in den beiden Städtchen Middelburg und Witbank.

Nach der letzten Volkszählung (im Mai 1936) gibt es im Gebiete unserer Mission, der Apostolischen Präfektur Lydenburg, 95.000 weiße und 590.000 farbige Bewohner, d. i. $8\frac{1}{3}$ Bewohner auf den Quadratkilometer (gegen 141 Bewohner auf den Quadratkilometer in Deutschland). Infolge der Teilung des Distrikts Wakerstroom zählt unser Gebiet nunmehr 14 politische Distrikte mit einem

Magistrat an der Spitze. Die Distrikte heißen: Barberton, Belfast, Bethal, Carolina, Ermelo, Lydenburg, Middelburg, Nelspruit, Piet Retief, Pilgrim's Rest, Standerton, Volksrust, Wakerstroom, Witbank. Der ausgedehnteste Distrikt ist der von Pilgrim's Rest mit 14.586 Quadratkilometer (etwa so groß wie das frühere Königreich Sachsen). Der kleinste Distrikt ist der jüngst errichtete von Volksrust mit 1861 Quadratkilometer Flächeninhalt. Der nächstkleinste Distrikt ist der von Witbank mit 2993 Quadratkilometer Fläche, der aber die dichteste Bevölkerung von 41.909 Menschen zählt, d. i. 14 Bewohner auf den Quadratkilometer. In ihm ist auch das meiste Kapital in gewerblichen Betrieben angelegt. Dann kommt der Distrikt von Bethal mit 11½ Bewohnern auf den Quadratkilometer. Ihm folgen die beiden Distrikte Lydenburg und Volksrust mit 10 Bewohnern auf den Quadratkilometer, Barberton und Middelburg mit 9½, Piet Retief und Standerton mit 9, Ermelo mit 8, Wakerstroom und Belfast mit 7, Carolina und Pilgrim's Rest mit 6, Nelspruit mit 5½ Bewohnern auf den Quadratkilometer. In den beiden letztgenannten Distrikten befindet sich der Krüger-Park, die ausgedehnte Wildschonung.

Die neun größten Orte unseres Missions Sprengels sind: Witbank mit 8263, Middelburg mit 5778, Standerton mit 5596, Ermelo mit 4836, Volksrust mit 4792, Lydenburg mit 3845, Barberton mit 3844, Piet Retief mit 3069, Bethal mit 2841 Einwohnern.

Unter der weißen Bevölkerung der Union von Südafrika gibt es 54% Anhänger Kalvins, 18% Anglikaner, 5½% Methodisten, 1½% Lutheraner, 10% andere Protestanten, 5½% Juden, 4½% Katholiken. Unter der farbigen Bevölkerung der südafrikanischen Union



Maria, Himmelkönigin von Java. Ein javanischer Künstler, Professor Abdullah, hat das grandiose Gemälde geschaffen. Über allem thront die Himmelkönigin, duftig fein, fast körperlos. Zu ihr strömt die hilfebedürftige Menschheit, die Pforte der Kirche steht allen offen und sie müssen alle durchschreiten, um zur Mutter Gottes zu gelangen. Ohnmächtig krümmt sich der Höllendrache zu Füßen der Unbefleckten, und über Maria noch erhebt sich segnend die göttliche Dreifaltigkeit. (Fides-Photo.)

gibt es noch 58½% Heiden, 38½% Anhänger protestantischer Sekten und 3% Katholiken.

Umschau.

Ordensfrauen als Ärztinnen in den Missionen.

Rom. Die von Fräulein Dr. Anna Dengel gegründete religiöse Gesellschaft katholischer Missionsärztinnen mit dem Mutterhaus in Brooklyn ist mit Ausendung von Schwester Dr. Helene Valinsky nach der indischen Mission Rawalpindi-Punjab in eine neue Phase eingetreten. Die genannte Missionsärztin ist die erste Schwester der Gesellschaft, die als solche ihre medizinischen Studien betrieb und erfolgreich abschloß. Weitergehend dürfte sie überhaupt die erste

Schwester in der Geschichte der Kirche sein, die nach dem Eintritt in einen Orden diesen Studiengang durchgemacht hat.

Bekanntlich kam erst 1935 die Instruktion der Propaganda heraus, die eine Gründung von Frauenorden empfahl, die als Ärzte, Hebammen und Chirurgen auf dem Missionsfeld wirken sollten. Zuvor mußten die Mitglieder weiblicher Orden für ähnliche Arbeit besondere Erlaubnis haben. Am 1. März fand im Mutterhaus zu Brooklyn die Abschieds- und Ausendungsfeier für Schwester Dr. Helene Valinsky statt. (Fides.)

Die Katholischen Missionen auf dem 34. Internationalen Eucharistischen Kongreß zu Budapest, Mai 1938.

Der Gedanke des engen Zusammenhanges zwischen der wirklichen Gegenwart Christi im heiligsten Sakrament und der Weltmission der Kirche kam auch auf dem letzten großen Eucharistischen Kongreß zum Ausdruck.

Hat auf der einen Seite die Verehrung des eucharistischen Heilands seit den Dekreten Pius' X. über die häufige und die Frühkommunion unleugbar zugenommen, so ist auf der anderen Seite die große Ausbreitung der katholischen Missionen seit dem Regierungsantritt Pius' XI. eine Tatsache. So lag es nahe, die beiden Erscheinungen miteinander in Verbindung zu bringen. Hatte darum der Budapester Kongreß nicht das ausgeprägte Missionskolorit wie sein Vorgänger zu Manila, so mußte trotzdem auch hier die Doppelfrage „Eucharistie und Mission“ eine Beleuchtung finden.

Das geschah vor allem auf der großen Sonderversammlung für die auswärtigen Missionen, die Freitag, den 27. Mai, in der Kongreßhalle zu Budapest veranstaltet wurde. Kein Geringerer als Se. Eminenz Kardinalerzbischof Hinsley von Westminster führte den Vortritt. Noch ist seine verdienstvolle Tätigkeit für die katholischen Missionen als Apostolischer Delegat in Afrika in aller Erinnerung.

In seiner schönen Eröffnungsansprache zeigte der Kardinal, wie die heilige Eucharistie das Band der Liebe, die große Kraft darstelle, die die Kirche befähige, sich überall auf der Welt auszubreiten und alle Nationen in Liebe zu umfassen und zusammenzuschließen. So wie der Leib durch Speise und Trank genährt wird, so wird die Christenseele durch Fleisch und Blut Christi geistig genährt und die Kirche in den Stand gesetzt, ihre göttliche Missionsaufgabe zu erfüllen. Im Gespräch mit einem alterfahrenen Missionär habe er einmal die Frage angeschnitten, woher es komme, daß die protestantischen Missionen trotz ihrem unleugbaren Eifer, ihrer großen Arbeit und ihren großen Mitteln dennoch bis zu einem gewissen Grade unfruchtbar bleiben, während die katholischen Missionen bei all ihrer Armut so aufblühen. Da habe der alte Missionär die kurze Antwort gegeben: „Weil ihnen die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Sakrament fehlt.“

Andere Redner behandelten in Französisch, Italienisch und Deutsch in verschiedener Form das heilige Opfer als die fruchtbringende Quelle aller missionarischen Erfolge. Professor Lars Eskeland von der Universität Oslo sprach im Anschluß an das Wort des Malachias „Vom Anfang der Sonne bis zu ihrem Niedergang...“ von der buchstäblichen Erfüllung, die das Prophetenwort heute gefunden habe. Tatsächlich wird heute die heilige Messe bei allen Völkern und Nationen der Erde als reines Speiseopfer dargebracht. S. B. Ricaldone, der Salesianergeneral, sprach von der heiligen Eucharistie als der Quelle des Missionseifers, die allein den Missionär befähige, allen Gefahren und Schwierigkeiten sei-

nes Amtes zum Trotz das Wort der Schrift von der Bekehrung der Menschheit in die Tat umzusetzen. Ezellens Mesfing, O. M. I., Apostolischer Vikar von Kimberley-Südafrika, zeigte in kurzer deutscher Ansprache, wie der Missionär zum kostbaren Blut Christi anschauen muß, um seine Seele für die große Mission der Kirche zu stärken und zu nähren, das Evangelium allen Geschöpfen zu künden.

Das Bedürfnis der Kirche, ihr geistiges Leben durch das heilige Messopfer und die heilige Kommunion zu erhalten, kam auch am folgenden Morgen zum greifbaren Ausdruck, als die Kongreßmessen für die Bedürfnisse der katholischen Missionen aufgeopfert wurden. (Fides.)

Katechistinnen unter den Indianern Chiles.

San Jose de la Mariquina (Araucania, Chile). Eine Art Katechistinnen-Kongregation, aus deutschen und indianischen Schwestern zusammengesetzt, hat sich hier in der Mission der bayrischen Kapuziner aufs beste bewährt. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, dem Missionär den Weg zu ebnen dort, wo er selbst wenig oder kaum seinen Fuß hingeseht hat. Dem Bericht einer Schwester an den Bischof entnehmen wir interessante Einzelheiten. Die Schwestern reiten bei Wind und Wetter nach dem Ort, wo der Missionär später erwartet wird. Die Vorbereitung besteht zunächst in dem Aufbau eines Altars, zu dem sie einen Teil der Ausstattung mitbringen. Die Indianer helfen mit, Beichtstuhl und Bänke aufzustellen. Nach der Messe des Missionärs beginnt der Unterricht an Knaben und Mädchen. Danach folgt ein Rundgang durch die „Rufas“, die Indianerhütten, um die Leuten zum Gottesdienst und Sakramentene Empfang einzuladen, was zuvor schon die Kinder zum Teil besorgt haben. Die meisten zeigen sich willig, andere verstecken sich in der dem Indianer angeborenen Scheu und lassen durch Kinder nach dem Begehren der Schwestern fragen. Wieder andere, die noch nie Ordensschwestern gesehen haben, fragen bestürzt: „Was sind das für Frauen?“ Nur wenige Hütten bleiben ganz verschlossen. Dort, wo eine Unterhaltung zustande kommt, ist das Eis bald gebrochen. Die Einladung wird gern angenommen und tatsächlich erscheinen die Indianer in großer Zahl am Samstag und Sonntag, wie sie auch abends zum Rosenkranz sich bereitwillig einfinden. Die religiöse Unterweisung lassen sich auch die Männer von Seiten der Schwestern sehr gern gefallen. Sie hören mit Interesse und Aufmerksamkeit zu. Schwierig ist die Vorbereitung zur Beichte. Denn der Indianer hält, wie eine Schwester erzählt, nur einen achtungsvollen Rausch, einen Totschlag, den Dohsenraub im großen und Notzucht für Sünde. In allen anderen Fällen meint er beschönigend: „Ich habe nichts Böses begangen.“ Doch gelingt es schließlich, die Notwendigkeit von Beicht und Reue klar zu machen. Mit Hilfe eines Katechismus beten alle gemeinsam das Reuegebet, um dann beim Missionär ihre Beichte abzulegen. Die Sonntagsmesse ist sehr gut besucht. Und diese Naturkinder freuen sich mit am meisten auf die anschließende

Ausbildung von Kinderpflegerinnen.

Der Einladung der Propagandakongregation vom letzten Jahr entsprechend, schenken jetzt manche Schwesternkongregationen der Mütter- und Säuglingsfürsorge in Missionsländern größere Aufmerksamkeit. Die Kindersterblichkeit ist ja dort vielfach erschreckend hoch, nachdem die einfachsten hygienischen Maßregeln fehlen.

So werden jetzt Schulen für Kinderpflegerinnen und Hebammen eingerichtet. Unser Bild zeigt eine Gruppe von Pflegerinnen, die von Consolata-schwestern (Turin) in der



Kenya-Kolonie ausgebildet werden. (Fides-Photo.)

Prozession durch die Felder, die der Missionsbischof Erz. Bed. angeraten hatte. Mit Kreuz und Fahnen ziehen sie hinaus; die selbstverfertigten Kreuze werden vom Missionär gesegnet und dann auf den Fluren, die ebenfalls den Segen erhalten, aufgestellt.

Dazu kommen Krankenbesuche, auch Pflege von Kranken, Vorbereitung Sterbender durch Taufe und vollkommene Reue auf den Tod. (Fides.)

Etwas von katholischer Liebestätigkeit in China.

Kaiseng (Honan, China.) Bevor Kaiseng von den Japanern belagert wurde, war es eine Zufluchtsstätte für chinesische Verwundete. Die Tätigkeit der Missionäre um die Mitte des April 1938 beschreibt anschaulich ein von dort einlaufender Bericht.

Neben einigen vierzig katholischen Priestern und Schwestern arbeiten die Missionäre von fünf verschiedenen protestantischen Sekten in der Stadt. Die Krise hat alle Religionsgemeinschaften auf den Plan gerufen zu gemeinsamer Arbeit für Verwundete und Flüchtlinge. Ein internationales Fürsorgekomitee wurde zum gleichen Zweck ins Leben gerufen.

Spät in der Nacht des 2. April kommt der erste Verwundetenzug mit 1600 Mann nach dem Bahnhof. Eine chinesische medizinische Abteilung, die sofort ans Werk ging, war offenbar ungenügend, und ungenügend waren auch die Mittel. Mittlerweile war das Internationale Hilfskomitee verständigt worden, das in knapp einer Stunde eine große Schar Freiwilliger, bestehend aus den Benediktinermissionären, den Schwestern von der Vorsehung (U. L. F. von den Wäldern-Minnesota) und aus Mitgliedern der protestantischen Chinesischen Inlandsmision und den Kanadischen „Church Workers“ an Ort und Stelle

schickte. Man stellte rohgezimmerte Tische auf dem sandbedeckten Bahnsteig neben dem Zug auf; Kaiseng hatte gerade wieder einen seiner bekannten Sandtürme. Flaschenlichter und Kerzen leuchteten durch die dunkle Nacht, während die in der Wundpflege Erfahrenen an das Anlegen der Verbände gingen. In den Viehwagen des Zuges war jeder Fußbreit Boden von Soldaten bedeckt. Die im Verlauf des Tages gestorben waren, wurden aus dem Zug geholt und auf Kosten des Hilfskomitees beerdigt, nachdem von Regierungsseite keine Vorkehrungen dazu getroffen waren. Die weniger schwer Verwundeten baten nach Anlegung ihres Notverbandes und antiseptischer Wundbehandlung ihre Pflegerinnen, sich nach ihren Kameraden umsehen zu wollen, die sich nicht bewegen konnten. Da war ein blutjunger, höchstens achtzehnjähriger Krieger, der eine ärztliche Verbandabteilung in den Zug geführt hatte und nun abwartete, bis alle behandelt waren. Jetzt kam er an die Reihe und da stellte sich heraus, daß seine eine Hand abgeschossen war, während die andere von Kugeln durchbohrt und sein Bein von einer Maschinengewehrfluge getroffen war. Tatsächlich war er viel schlimmer daran als verschiedene andere, für die er gebeten hatte. Das ist eines von vielen Beispielen, und wirklich mußte man die Selbstbeherrschung bewundern, die die chinesischen Soldaten auch bei den größten Schmerzen zeigten. Ergreifend war es zu sehen, wie ein verwundeter Soldat seinen verwundeten Kameraden aus dem Wagen herausrug und dabei in ein Trichterloch fiel, das eine japanische Bombe wenige Tage zuvor gegraben hatte.

Spät nach Mitternacht rollte der Zug davon. Die Armen hatten keine andere Möglichkeit, ihre Dankbarkeit zu zeigen, so gaben sie eines ihrer Lieder zum besten, das auf den Refrain

gestimmt war: „Ihr seid wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester zu uns“.

So wurden bald über zehntausend Verwundete von den Missionsfreiwilligen behandelt. Die Züge kamen aus naheliegenden Gründen gewöhnlich zur Nachtzeit. Waren doch die Stationen an der Linghai-Linie wiederholt bombardiert worden, und es waren weitere Bombenabwürfe zu fürchten, wenn Züge gesichtet würden. kamen hie und da Anrufe während der Tageshitz, so war der Geruch von den Verwundeten, die stundenlang in den Güterwagen ohne Pflege lagen, besonders unausstehlich.

In Anbetracht der schmerzhaften Lage der Verwundeten, die vielfach mit gebrochenen Armen und Beinen zusammengesprengt auf dem Stahlboden der Wagen lagen, bestellte das Hilfskomitee Hunderte von Hängebetten, um den Verwundeten die Reise in das Innere des Landes zu erleichtern.

Im Militärspital zu Kaijing betreuten die Schwestern in mühevoller Arbeit die Verwundeten. Sie schleppten Bett und Verbandzeug herbei, ohne Zigaretten und andere Erfrischungsmittel zu vergessen. Doch mit der Sorge für den Leib ging die Sorge für die Seele Hand in Hand. Wohl alle Soldaten, die im Hospital starben, konnten vorher getauft werden. Die Verwundeten fanden hier mehr Zeit zum Nachdenken und die Schwestern mehr Gelegenheit, mit ihnen religiöse Fragen zu besprechen, als an der Bahnstation.

Aber auch dort schlug für manchen die Stunde der Gnade. Die Missionäre verteilten Flugblätter, die auf die Hauptwahrheiten des Christentums aufmerksam machten.

Eine der Hauptwirkungen der Arbeit des Hilfskomitees zu Kaijing war die Weckung des Pflichtgefühls bei den apathischen, stoischen Chinesen, die anfangs ihre eigenen Leute geradezu vernachlässigten. Angesichts der selbstlosen Arbeit der Missionäre raffte man sich auf: auch die Regierung richtete ein Hilfskomitee ein, zu dessen zweitem Vorstand P. Franz Clougherty, O. S. B., zugleich Präsident des Internationalen Komitees, ernannt wurde. Er hat seitdem von öffentlichen Körperschaften wie auch von Einzelpersonen große Geschenke für Hilfszwecke erhalten.

Und noch einen Erfolg brachte diese Arbeit im Dienst der Nächstenliebe. Ein Mitglied der Kanadischen Kirchenmission drückte das mit den Worten aus: Dieser Dienst hat die Glieder aller Kirchen einander näher gebracht. Die zwei Gruppen katholischer Schwestern, die sich mit Wundbehandlung beschäftigen, arbeiten unter der Leitung eines protestantischen Arztes und alle wetteifern, einander zu helfen. . . Ich sah, wie eine gute Baptistenmissionarin einer Gruppe katholischer Schwestern beim Verbinden einer schweren Wunde half. Mitleid mit den Leidenden bringt die Menschen einander näher. . . Der Krieg ist grausam und schrecklich, aber das so entstehende Leid hat die Leute zur Hilfe ange-regt, hat aber auch das chinesische Volk zusammengeführt wie kaum etwas in der Geschichte.

Damit sich nicht die Tragödie von Nanjing nach seinem Fall in die Hände der Japaner wiederhole, haben fünf auswärtige Missionen zwölf Flüchtlingslager für 30.000 chinesische Frauen und Kinder geschaffen, die aus der Zone der Linghai-Linie vor den anrückenden japanischen Truppen evakuiert worden waren.

Man hat in den Lagern für bombensichere Unterstände, artesishe Brunnen und sogar für Kühe und Ziegen gesorgt, die die Kinder mit Milch versorgen müssen; es gibt eine allgemeine Lagerfürsorge und eine medizinische Abteilung.

Auch in anderen Städten längs der Linghai-Bahn hat man solche Komitees geschaffen.

Dom Clougherty, das Haupt des Kaijinger Komitees, hat seit 17 Jahren in China gewirkt. Er war früher Kanzler der katholischen Universität Peking und seit seinem Eintreffen in Kaijing ist er Vorstand der englischen Abteilung der Provinzialuniversität von Honan. (Fides.)

Vogel- und Tierwelt am Okavango in Südwestafrika.

Andara (Windhoek, Südwestafrika). Dem Brief eines Oblatenmissionärs, der im wildreichen Norden des Apostolischen Vikariates Windhoek tätig ist, entnehmen wir einige Stellen, die vom Interesse der Missionäre auch für den großen Tiergarten der Natur zeugen.

„Von Zugvögeln wählen gern die Störche den Okavango mit seinen Niederungen zum Aufenthalt. Die Schwalben fliegen weiter, wählen aber den Okavango als Stelldichein, wenn sie aus allen Himmelsrichtungen sich sammeln, um gemeinsam die Reise in die alte Heimat anzutreten. Man hat festgestellt, daß sie also ungefähr dieselbe Schnelligkeit entwickeln wie die schnellsten Afrikadampfer. Die Zahl der einheimischen Vögel ist Legion. Tausende Gattungen hat man im südlichen Afrika festgestellt . . .

Der größte und majestätischste aller Vögel ist der Meißter Strauß, der im Buschmannslande wohnt und auch am Okavango eine große Rolle spielt, weil die Eingebornen aus seinen Eierschalen Perlenketten machen und sich damit schmücken, wie die weißen Damen gern seine Federn tragen. Verhältnismäßig klein sind zwar die Flügel dieses hohen Herrn der Steppe, aber um so länger sind die Stelzen. Auf ihnen entwickelt er eine solche Geschwindigkeit, daß er auf weite Strecken mit dem Auto um die Wette rennt.

Viele der afrikanischen Vögel machen sich nützlich durch Vertilgung von Schlangen, Insekten und faulendem Mas. Den Kranichgeier oder Sekretär könnte man den Schlangentöter nennen, den Aasgeier die Gesundheitspolizei des afrikanischen Waldes und der Steppe. Der Abdimstorch oder „Unterbaiki“ so genannt wegen seiner vornehmen weißen Weste, zieht hinter den Heuschreckenschwärmen her wie der Schäfer hinter seiner Herde und freut sich über das viele Fleisch, während die Menschen sich darüber grämen. Der Liebling aller ist der Honigvogel, der mit seinem Rufen den vorübergehenden Menschen lockt und nicht ruht und rastet, bis er ihm folgt zu den

in hohlen Bäumen im Wald verborgenen Honiglöhern. In honigreichen Jahren hat das Vöglein Hochbetrieb, wenn es all die vielen Honigstücke zeigen muß. Vor drei Jahren konnten die Missionäre von den Eingebornen an 100 Liter Honig kaufen. Noch heute streichen wir ihn auf unser Brot und braut die Küchenschwester einen prächtigen Honigmet.

... Es gibt in Südafrika allein 70 Arten Hornhüser, darunter mehr als 30 Arten Antilopen, vom winzigen, nur 15 Zentimeter hohen Steinbock bis zum 20 Zentner schweren Elen. Jäger und Siedler und die Kinderpest vor drei Jahrzehnten haben unter ihren Beständen aufgeräumt und viele in einsamere Gegenden zurückgedrängt. Hier lebt noch der Elefant, der alte Dickhäuter, mit seinen hundert Zentnern. Im dichten Dornwald hält er sich auf und kommt fast nur des Nachts hervor — zur Nahrung. Alle acht bis zehn Tage zieht er einmal an den Fluß zur Tränke, ein Bulle voraus, die Herde hinterher. Geknickte Zweige und Bäume und Losung bezeichnen seinen Weg. Wo Schlamm und Wasserpfützen sind, fühlt er sich wohl, da wird gesulzt. Metertiefe Löcher künden von der Freude, die er dabei empfindet. Wenn man auf Missionsreise ist und draußen schläft, kann man bisweilen seine herrlichen Trompetentöne durch die stille Nacht vernehmen. Wehe, wenn er durch die Felder streift oder es ihm gar einfällt, sich auf dem schönen Boden dort zu wälzen! Der Greuel der Verwüstung herrscht an jenem Ort.

Hier hat auch das so seltene Nashorn noch Heimatrecht. Auf der portugiesischen Otawango-seite steht das schwarze und tief im Caprivizipfel das schon ausgestorben geglaubte weiße Nashorn, allerdings nur in einigen wenigen Exemplaren. Oft habe ich seine Spur getreuzt, aber niemals es zu Gesicht bekommen. Wehe jedem, der ihm zu nahe kommt und nicht sicher

ist im Zielen oder nicht flink genug, um seinem Ansturm auszuweichen. Das starke Horn auf seiner Nase würde ihn alsbald zu Boden werfen und die gewaltigen Füße würden ihn zertrampeln und zugleich im Sand verscharren. Die Giraffe lebt hier, das Wundertier von seltener Art. Man kann sie kaum im Busche unterscheiden, wenn sie von oben herunter im Baum weidet. Ihre Schutzfarbe macht sie schwer bemerkbar. Ihr Fleisch ist sehr geschätzt, doch gehört sie zum „königlichen Wild“, das nur mit allerhöchster Erlaubnis geschossen werden darf: ähnlich wie Elefant und Büffel.

Aber die Portugiesen sind der Mission gegenüber großzügiger als die Buren. Der Gouverneur von Angola gab uns Erlaubnis, auf Angolaseite alles frei zu schießen, was wir brauchen, nur Elefanten sollen geschont werden. So konnten wir von der andern Seite schon manchen Büffel und einige Giraffen nach Haus tragen, oder vielmehr fahren. An der letzten Giraffe zu Weihnachten konnten sich 300 Negermägen gütlich tun.

... Wer vom Otawango spricht, darf das Raubwild nicht vergessen. König in dieser Steppe ist der Löwe. Leider vermehren sich die Bestien immer mehr. Mehr als dreißig haben wir im Lauf der Jahre umgelegt. Im vorigen Jahre ließ ich eine schwere Falle aus Deutschland kommen, auch da haben schon sechs tapfer hineingetreten. Und doch werden wir ihrer nicht mehr Herr. Gott sei Dank, trotzdem wir so oft auf Missionsreisen gehen und bisweilen unter freiem Himmel zu übernachten gezwungen sind, ist noch keinem von uns ein Leid geschehen. Zur Vorsicht steht aber das geladene Gewehr immer neben dem nächtlichen Lager. Vor vier Wochen erst wurde in der Nähe einer unserer Außenschulen ein Mann mit Haut und Haar aufgefressen. Er hatte mit seinem Speer Weib und Kind zu ver-

Laienhilfe in der Mission. Fräulein Dr. Maria Kunz, aus dem Missionsärztlichen Institut Würzburg hervorgegangen, arbeitet seit zwei Jahren in der Pallottinermission Queenstown in Südafrika. Sie ist die erste Schweizer Missionsärztin. (Fides-Photo.)



teidigen gesucht, der Löwe ließ das Kind fallen und schnappte sich dafür den Mann. Auch das Kind starb an den erhaltenen Verletzungen. Auf meiner letzten Missionsreise fand ich eine junge Frau mit schrecklichen Wunden an Arm und Bein, die vom Überfall eines Löwen herrührten. Ich pflegte sie vier Tage lang und schickte sie dann mit meinem Boot zur Mission, wo sie trotz der sorgsamsten Pflege der Schwestern noch arge Schmerzen leidet.

Auch unser Viehtraal wurde in letzter Zeit öfters von Bestien heimgesucht. Doch mußten sie jedesmal unverrichteter Dinge abziehen, da wir, durch Erfahrung belehrt, den Kraal mit zweieinhalb Meter hohen Pfählen eingezäunt hatten. Doch den Leoparden vermag auch der höchste Pfahlzaun nicht abzuhalten. Wir haben daher über den Pfählen noch drei Reihen Stacheldraht gespannt. Schakale und Ragen liefern schöne Pelze, die, zu Decken genäht, gern begehrte Ar-

tikel besserer Leute sind. Für eine Graukaken-Decke bekam ich in Windhoek 100 Schilling.

Südwestafrika hat 80 Sorten Schlangen. Die größte ist die am Otawango häufige Riesenschlange, die eine Länge von 5 bis 6 Metern erreicht. Am gefährlichsten sind aber die Mamba und Puffotter, deren Biß genügt, um in zehn Minuten schon den Tod herbeizuführen. Wenn wir auf Reisen gehen, haben wir stets übermangansaures Kali bei uns für eventuellen Schlangenbiß. Doch hat uns auch da unser Herrgott bis jetzt bewahrt. „Seinen Engeln hat er deinetwegen geboten. Schreiten kannst du auf Löwen und Ottern.“

Ja, hier kann man den Psalm 103 verstehen: „Wieviel sind Deiner Werke, o Herr; Du hast alles in Weisheit geschaffen, die Erde ist Deines Reichthums voll.“ Wie klein kommt sich der Mensch vor inmitten solcher Fülle, selbst nur ein winziges Teilchen der Schöpfung...“ (Vides.)

Mota Sahab.*

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien.

Von Johann Baptist Müller, S. J.

(Fortsetzung.)

Da nun die Moskitoz mit Vorliebe frisches Blut zur Nahrung und eine weiche Haut zum Stechen suchen, so stellen sie ganz besonders dem Menschen nach, der daher auch fast stets von ihnen umgeben ist, besonders wenn er ruhig sitzt oder liegt. Bevor eine blutdürstige Moskito sich auf ihrem Opfer niederläßt, umschwirrt sie ihn erst mit aufreizendem Gesumme, wählt sich ein weiches Plätzchen, Nase, Ohr oder Stirne, kommt näher, versichert sich, daß keine Gefahr in der Nähe ist, setzt sich dann leise und unbemerkt auf die Haut und senkt und bohrt ihren Saugrüssel wie eine Schusterahle in dieselbe hinein. Sobald man den Stich fühlt, ist der richtige Moment, sie totzuschlagen.

Leider gelingt das in den meisten Fällen nicht, weil man nicht schnell genug war. Sitzt man ruhig am Tisch, so machen sie sich besonders gerne über die Fußbeugen unter dem Tische her, wo es dunkel ist, und stechen durch die Socken, so daß man dort ständig ein prickelndes Jucken hat. Da kann man sich rein gar nicht helfen und erwehren. In einer ganz besonders verzweifelten Lage ist man am Martare beim heiligen Mesopfer, wo man sich am wenigsten wehren kann. Ungeört stechen die Plagegeister draußlos, und man muß all das lästige Brennen und Jucken an den gestochenen Stellen verbeissen. Wie schwer fällt es daher oft, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen!

Nicht zufrieden mit der Verfolgung am Tage, rauben einem die Moskitoz auch noch

die notwendige Nachtruhe. Im Schlafzimmer haben sie ja viele gute Plätzchen, sich ungeört aufzuhalten und zu verstecken, wie im Innern der Schuhe, in den Falten der aufgehängten Kleidungsstücke, unter dem Bette und dem Waschtische usw. Will man sich zu Bett begeben, so kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und warten auf ihre Gelegenheit. Wohl hat man ja vielfach zum Schutze gegen die Moskitoplage feine Netze um das Bett herumgespannt, aber viel nützen diese auch nicht. Beim Zurechtmachen des Bettes nämlich gelingt es doch noch manch einer Moskito, hineinzuschlüpfen, und dann hat man trotz allem die Musik da drinnen wer weiß wie lang. Raum hat man sich unter den Schutz des Netzes hingelegt, so hört man auch schon bald wie aus der Ferne den feinen, langgezogenen, summenden Sirenengejang einer nichtsnutzigen Moskito. Das dünne, durchdringende Gesumme kommt näher und näher. „Ha!“ denkt man mit Genugthuung, „komm nur her, du Vermaledeite, du bist auf dem rechten Weg, komm nur her, ich will dir zeigen, was du verdienst!“ Wirklich, ihr schriller Pfiff ist jetzt am Ohr. Dort will sie sich niederlassen. Ha, jetzt kein Entrinnen mehr! Jetzt will ich dir dein Handwerk legen! Mach deine Rechnung mit dem Himmel, alte Heze! Und, pass, faust mit schnellem Schlag die rechte Hand aufs Ohr. Ist sie getroffen? Eine Leiche? — Nein, noch lange nicht. Es war Täuschung. Denn gleich hört man wieder munteres Gesumme, als ob die Verfide einen noch hämisch auslachen wollte. Und wie oft hat man sich so selber nutzlos eine derbe Ohrfeige gegeben!

Nicht genug damit, daß diese äußere Stö-

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.

zung den Schlaf fernhält, jetzt wird sie auch Ursache, daß der Geist zu grübeln und rumoren anfängt und so den Schlaf noch länger hinhält. Man beginnt nämlich darüber nachzudenken, wozu denn eigentlich diese und ähnliche lästige Geschöpfe da sind? Eine alte Erklärung meint, sie seien da, um uns in der Demut zu üben. — Gut, aber die volle Überzeugung von meiner Armjeligkeit und Ohnmacht gegenüber diesen winzigen Kreaturen, und erst recht vor dem unendlichen Gott, habe ich schon nach einem einzigen Tage, einer einzigen Nacht solcher Qualereien. Warum denn fortwährend, Tag für Tag, Nacht für Nacht? Schweres Problem! Aber da fällt mir ein, welche Gründe der hl. Augustinus dafür angibt. Der große Kirchenlehrer sagt, diese lästigen und schädlichen Kreaturen hätten einen vierfachen Zweck: sie sollten nämlich

entweder zur Strafe schmerzen,
oder zum Heile belästigen,
oder zum Nutzen prüfen,
oder unbewußt belehren.

Das ist allerdings Stoff genug zum Nachdenken, aber auch genug, um lange wach zu liegen, bis endlich der Schlaf dem Grübeln ein Ende macht.

Aber selbst wenn keine Moskitos drinnen im Netze sind, gewährt dieses einem doch nicht vollen Schutz. Fallen einem nämlich im Schlafe die Hände zur Seite, so zerstechen einen die Moskitos von außen durch das Netz. Ich habe mir auch schon vor dem Schlafengehen Hände, Gesicht und Kopf mit Petroleum eingerieben, aber da war der Geruch zu lästig. Toilettenessig oder Kölnisch-Wasser wären ebenfalls gut gewesen, aber wie kann ein armer Missionär sich solchen Luxus leisten? — Auf diese Erfahrungen hin gebrauchte ich bald das Netz gar nicht mehr und verzichtete schließlich aufs Bett überhaupt. So habe ich denn fortan viele Jahre nachts im Rohr-Siegestuhl geschlafen, so gut es ging, und ließ die Moskitos stechen, soviel sie wollten. Obgleich ich nun jeden Morgen sehen konnte, daß ich an den Armen und Händen und im Gesichte gehörig zerstoichen war, so habe ich doch niemals fühlbare Folgen verspürt und auch niemals den leisesten Anflug von Malaria gehabt. Wahrscheinlich war ich durch die anhaltenden Injektionen der Moskito bis zu einem gewissen Grade immunisiert, während gar manche meiner Mitbrüder von der Malaria heimgesucht wurden.

Es gibt indes verschiedene Arten von Moskito, von denen die einen bössartiger sind als die andern. Jedenfalls solange man in der Nähe von Brutstätten der Moskito, wie tief-liegende Flußgelände und stillstehende, faulige Tümpel und Wasserbehälter, wohnen muß, kann man sich ihrem lästigen und gefährlichen Treiben nicht entziehen.

In ihrem wenig ehrenvollen Berufe, die armen Menschen zu quälen und zu belästigen,



Die erste Ordensfrau als Ärztin ausgebildet. Schwester Alma (Fräulein Dr. Helene Linsky) hat als erste Ordensfrau alle theoretischen und praktischen medizinischen Studien durchgemacht und sich den Dokortitel in diesem Fach erworben. Sie gehört der „Gesellschaft Kathol. Missionsärztinnen“ von Brookland bei Washington an, die von Fräulein Dr. Anna Dengel gegründet wurde. Schwester Dr. Linsky ist für indische Missionen bestimmt. (Fides-Photo.)

werden die Moskito eifrigst unterstützt von den massenhaft vertretenen Stubenfliegen.

Sind diese schon in unserem gemäßigten Klima zur Sommerzeit eine wahre Hausplage, so kann man sich hier kaum vorstellen, in welchem Ausmaße sie in der heißen Zone den Hausbewohnern durch ihre Menge und Zudringlichkeit das Dasein verleiden. Zwar stechen sie nicht wie die Moskito, aber wenn sie einem, solange man sich im Hause aufhält, fast fortwährend um die Augen herumfliegen und im Gesicht und auf der ehrwürdigen Glaze herumspazieren und sich durch keine Abwehr einschüchtern lassen, so ist das nichts weniger als angenehm. Und weil sie auch in der Küche in alles ihre listernen Näschen hineinstecken, so braucht man sich nicht zu

wundern, wenn sie vielfach als Zugabe in der Suppe aufgetischt werden und als kleine Rosinchen im Reis erscheinen. Und geht man im Bajar die offenen Läden entlang, so sieht man ganze schwarze Schwärme von ihnen auf dem Backwerk, den Leckereien und Früchten herumhocken, wahrscheinlich, um sie dadurch appetitlicher zu machen. Wie begrüßt man da die dunkle Nacht, wo man wenigstens von diesem Geschmeiß in Ruhe gelassen wird.

Wenn es nun im „Benedicite“ (Dan. 3, 81) heißt: „Preiset, alles Wild und Vieh, den Herrn“, so mögen diese Menschenquäler, Moskitos und Fliegen — von Wanzen und Flöhen gar nicht zu reden — selber sehen, wie sie mit ihren Missetaten den Herrn loben!

20. Bekanntschaft mit Schlangen.

Bevor man in die Tropen, zum Beispiel nach Indien, zieht, macht man sich vielfach Sorgen und hat so seine beklemmenden Gedanken wegen der vielen Schlangen, die es dort gibt. Ist man aber einmal drüben angekommen, so erkennt man bald zu seiner großen Beruhigung, daß all diese bangen Sorgen unbegründet oder wenigstens sehr übertrieben waren.

In den volkreichen, geräuschvollen Städten wird man keine Schlange zu Gesicht bekommen. Da wagt sich eben keine Schlange hinein. Das Revier der Schlangen ist nur draußen in der freien Natur, in der Wildnis, in den Dschungeln, in den Feldern und Plantagen, überhaupt an Orten mit viel Vegetation, weil sie dort an dem zahlreichen kleinen Getier reichliche Nahrung finden.

Man wird also nur dann Gelegenheit haben, sie und da mit Schlangen in Berührung zu kommen, wenn man draußen einjam auf dem Lande oder mitten in Wald und Busch oder nahe bei Plantagen wohnt. Aber auch da kommt es verhältnismäßig selten vor, daß eine Schlange den Menschen in ihrer Wohnung einen Besuch abstattet. Sobald man einer Schlange ansichtig wird, so reizt man sie nicht durch Bewegungen, sondern bleibe ruhig und bewegungslos stehen und gebe ihr Zeit zum Entkommen. Nach vielen Versuchen mit Schlangen bin ich zur Überzeugung gelangt, daß es kaum ein furchtbarer Tier gibt als die Schlange. Jede Bewegung in ihrer Nähe macht sie nervös und reizt sie, und das einzige, was sie sucht, ist, mit heiler Haut zu entkommen. Gelingt ihr das nicht, so setzt sie sich zur Gegenwehr.

Es gibt in Indien zweifelsohne sehr viele Schlangen, aber die meisten Arten sind harmlos. Von den giftigen und daher gefährlichen Arten kommen hauptsächlich nur zwei in Betracht, die in ganz Indien reichlich vertreten sind, nämlich die Brillenschlange oder Kobra (*Naja tripudians*) und die Bursja (*Echis carinata*). Die Kobra wird 1½ bis 2 Meter lang und unterscheidet sich in zwei

Arten: die braune und die schwarze Kobra. Letztere, von den Eingeborenen „Kala Nag“ (schwarze Kobra) genannt, ist wegen ihrer Giftigkeit ganz besonders gefürchtet. Die Bursja hingegen ist eine kleine, etwa zwei Fuß lange Viper. Diesen beiden Arten sind fast alle Todesfälle durch Schlangenbiß zuzuschreiben. Ihnen fallen jedes Jahr 21.000 bis 25.000 Menschen zum Opfer. Das macht aber kaum einen Mann auf 10.000 der Gesamtbevölkerung aus. Man kann auch ruhig sagen, daß die allermeisten der Gebissenen durch ihre eigene Unvorsichtigkeit zu Schaden gekommen sind.

Singen die Hindus darauf aus, diese giftigen Schlangen, wo immer sie dieselben treffen, zu töten, so würden sie bald aufhören, eine Plage des ganzen Landes zu sein. Da ihre Religion es ihnen aber verbietet, irgendein Tier zu töten, und da in ihren Augen die Kobra ein besonders heiliges Tier ist, so vertilgen sie dieses furchtbare Reptil nicht nur nicht, sondern erweisen ihm sogar göttliche Verehrung. Gefällt es einer Kobra, sich einmal in eine Hinduhütte zu begeben, so bleiben die Bewohner derselben so lange draußen, bis es ihr beliebt, wieder herauszukommen. Dann fallen sie vor ihr nieder, danken ihr für die hohe Ehre dieses Besuches und bitten sie, von einem ferneren Besuche absehen zu wollen, weil sie sich vor ihr fürchteten. So können sich die Schlangen schrankenlos vermehren und bleiben eine ständige Gefahr für die Einwohner.

Da meine Station rings von Baumwoll-, Zuckerröhren-, Bananen- und Maisplantagen umgeben war und um mein Haus herum ein großer Garten mit Bäumen und Sträuchern aller Art sich ausdehnte, so hatte ich Gelegenheit genug, mit Kobras und andern Schlangen Bekanntschaft zu machen. Darüber will ich einiges berichten.

Neben meinem Blumen- und Gemüsegarten im Hof stand ein Aborthäuschen für die unteren Schulklassen. Als mir die Schüler berichteten, sie hätten schon öfters eine Kobra herauskommen sehen, schaute ich einmal selber nach. Gegen die hintere Seitenwand des Häuschens standen einige Wellblechstücke. Da gewahrte ich tatsächlich unter denselben das gefährliche Tier. Sie hatte gerade eine Taube umringelt und zerdrückt und war daran, ihr Opfer zu begeistern und zu verschlingen. Ich entfernte mich leise, holte meine kleine Winchesterflinte und machte der Kobra den Gar aus.

Am Rande meiner Zisterne war ein kleiner, in den Boden gemauerter Wasserbehälter, aus dem der Mali das Wasser zum Begießen der Blumen und Zierpflanzen zu schöpfen hatte. Nun kam er einmal voll Aufregung gelaufen und sagte: „Sahab, ich kann kein Wasser schöpfen.“

„So? Das ist doch merkwürdig. Warum denn nicht?“

„Ach, Saheb, da ist ja eine Nag (Kobra) im Behälter und badet.“

„Na, das soll ihr teuer zu stehen kommen. Bleibe nur weg. Ich komme.“

Schnell ging ich mit der kleinen Flinte in den Hof und näherte mich vorsichtig dem Behälter. Wirklich, da wand und rollte sich mit sichtlichem Wohlbehagen eine hellbraune Kobra im Wasser herum. Sobald sie ihren Kopf über Wasser zeigte, sandte ich ihr eine Ladung Schrot hinein, und sofort streckte sie sich. Sie war tot. Ich zog sie heraus und hatte eine ausgewachsene, fast zwei Meter lange Kobra vor mir.

Sinter dem Chor der Kirche und meinem Hause lagen unter den schattigen Bäumen noch drei Haufen von Steinabfällen von der Zeit des Neubaus der Kirche her. Sie waren von wildem Unkraut überwuchert. In einem dieser Haufen, so sagten mir die Leute der Nachbarschaft, müsse sich eine größere Schlange aufhalten, die sie schon öfters wahrgenommen hätten. Das war sehr interessant, und ich war gespannt, zu sehen, was das wohl für eine Schlange sein sollte. Ich ließ deshalb an einem schulfreien Tage einen Schlangenbeschwörer, der im Basar wohnte, herüberkommen. Dieser erschien sofort mit seiner Zauberflöte.

Wir begaben uns gleich zu dem Steinhaufen, welcher zunächst an der Straße lag. „Hier, in diesem Haufen“, sagte ich dem Beschwörer, „soll sich, wie man behauptet, eine größere Schlange befinden. Wenn dem so ist, kannst du dann mit deiner Zaubermusik die Schlange hervorlocken?“

„Ganz gewiß, Saheb! Sofern eine Schlange in diesem Haufen ist, werde ich sie bald heraus haben, denn dem Ton dieser Flöte kann keine Schlange widerstehen, selbst wenn sie Tagereise tief in der Erde wohnte.“

„Das ist ja wunderbar“, entgegnete ich, „so was habe ich noch nie erlebt. Gänge also gleich mit deiner Musik an. Gelingt es dir, die Schlange herauszulocken, sollst du einen guten Batschisch haben; kommt sie aber nicht heraus, so erhältst du auch nichts.“

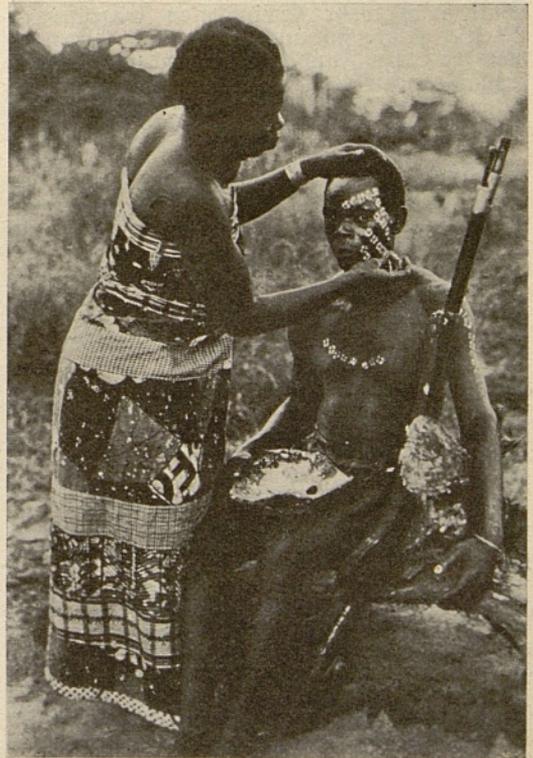
„Einverstanden, Saheb!“ sagte der Zauberer mit sieghafter Miene, und hockte sich vor den Haufen auf den Boden. Er setzte seine hölzerne Flöte an und blies mit vollen Backen hinein, während seine Finger auf den zwei, drei Flötenlöchern emsig auf und nieder gingen. Es war ein eintöniger, näselnder Klarinetten-ton, um den zwei andere Töne einen halben Ton höher und tiefer zitterten. Meine Diener, Sakristan, Koch und Mali, kamen auch voll Neugierde herbei, und auf der Straße blieben die Leute am Drahtzaun stehen, um den Ausgang der Zauberei abzuwarten. Unermüdet blies der Zauberer seine Flöte und bewegte sie flötend über dem Haufen hin und her. Schon hatte er eine Viertelstunde mit Macht und Kunst geblasen, daß ihm die Augen

beinahe vor dem Kopf standen, aber keine Schlange ließ sich sehen.

„Schon gut“, sagte ich dem Zauberer, „setze dich einmal auf die andere Seite des Hauses, dort hört die Schlange es vielleicht besser!“

Der Zauberer kam kopfschüttelnd dieser Weisung nach. Aber auch hier hatte seine Zauberkunst keinen besseren Erfolg. Nach einer Viertelstunde vergeblicher Bemühung sagte ich ihm, er könne gehen, denn es habe keinen Sinn, noch länger unnütz die Zeit zu verlieren. Da reckte sich der Zauberer auf, warf sich in die Brust und beteuerte mit prophetischer Sicherheit: „Saheb, so wahr als Schaitan (Satan) ein Bösewicht ist, befindet sich in diesem Haufen keine Schlange, sonst hätte sie sich schon längst gezeigt. Da nützt selbst die stärkste Zauberei nichts!“ Dann machte er einen tiefen Salaam und zog unter dem Hohngelächter der Zuschauer von dannen.

Als alle fort waren, sagte ich meinem Mali: „Jetzt wollen wir einmal den Haufen gründ-



Sie ist stolz auf ihren Mann!

Ein Eingeborener des Apostol. Vikariates Buta (Belgisch-Kongo) hat auf der Jagd ein wertvolles Tier erlegt. Seine Frau ist gerade damit beschäftigt, ihn für die Heldentat zu entlohnen. Sie bringt auf dem Gesicht, der Brust und den Armen des kühnen Jägers eigens hierfür bestimmte Malereien an. (Fides-Photo.)

lich untersuchen. Hole den langen Karst und bringe die Greifzange und die breite Flasche voll Spiritus, die ich bereitgestellt habe.“ Als diese Sachen zur Stelle waren, ließ ich den Mali mit dem Karst die Steinschalen auseinanderziehen. Kaum hatte er damit begonnen, so sah ich auch schon den Leib einer daumendicken, dunkelgrünen Schlange, die sich tiefer in den Haufen hinein verbergen wollte. Schnell packte ich sie mit der Greifzange und zog sie heraus. Es war eine ganz harmlose, etwa einen Meter lange *Tropidonotus* (eine Art Ringelnatter), ein schönes, unverletztes Exemplar. Wie ich sie in den Spiritus hinein versenken wollte, ging das nicht so ganz ohne Mühe, denn sie sträubte sich gewaltig dagegen. Schließlich hatte ich sie doch sicher unter dem breiten Korke, aber ich fühlte, wie mächtig sie mit dem Kopfe dagegen drückte. Nach einigen Minuten jedoch regte sie sich nicht mehr.

Weil ich gehört hatte, daß Schlangen immer in Pärchen zusammen leben, ließ ich vom Mali noch mehr Steinschalen wegräumen. Wirklich zeigte sich auch bald etwas seitwärts von der ersten Fundstelle der andere Teil des Schlangenpaares. Diese Schlange barg ich in einer andern Flasche mit Spiritus. So war das schöne Pärchen gut versorgt und aufgehoben.

Es sollte aber nicht lange dauern, da bekam ich die von den Leuten gesehene größere Schlange zu Gesicht. Nach dem ermüdenden Hochamt am Palmsonntag ging ich in der Veranda hinter meinem Hause auf und ab, um mich etwas von der ausgedehnten Hitze in der Kirche zu erholen. Als ich gerade einmal in den Garten hinunterschaute, sah ich, wie aus dem Steinhaufen dicht hinter dem Kirchenchor eine dunkle Schlange emporschloß und ebenso blitzschnell wieder im Haufen verschwand. „Hallo“, dachte ich, „das ist ja sicher eine Kala Nag, d. h. eine schwarze Brillenschlange! Die muß erlegt werden!“

Sofort nahm ich meine kleine Flinte und rannte hinunter. Dem Mali rief ich zu: „Bringe schnell den Karst mit dem langen Stiel und komme hinter das Haus!“ Wie er zur Stelle war, sagte ich ihm: „Stell dich dahin, vier Schritt vor diesen Steinhaufen, und ziehe langsam die Steinschalen auseinander. Hier in diesem Haufen ist eine Kala Nag, — ich habe sie gesehen, — die will ich jetzt totschießen!“ — Der arme Mali fiel beinahe in Ohnmacht, als er das Wort Kala Nag hörte. Er zitterte wie Eisenlaub.

„Sahab“, rief er aus, „das ist ja ein fürchterlich böses Tier. Diese Samp (Schlange) kann man nicht töten, sie lebt immer wieder auf!“

„So? Meinst du? Warte nur, du wirst gleich sehen, wie bald die tot, mausetot ist!“ — Ich postierte mich drei Schritte vor die andere Seite des Haufens, hielt meine Flinte bereit und sagte dem Mali: „So, jetzt fange beherzt

an!“ Schon nach ein paar Zügen mit dem Karst schoß die Kobra hoch mit aufgeblähtem Halse, schaute wütend um sich und fauchte wie besessen. Der Mali ließ vor Schrecken den Karst fallen und wollte davonlaufen. Ich zielte auf ihren Kopf, traf sie aber in den Hals. Sofort duckte sie sich nieder und verschwand unter den Schalen. Dem Mali aber rief ich zu: „Hier bleiben! Hebe den Karst auf und ziehe die Steine wieder auseinander!“

„Aber, Sahab, habe Erbarmen und laß mich gehen. Die wütende Schlange wird auf mich losziehen und mich beißen. Ich kenne sie. Ich bin ein Mann des Todes. O, Sahab, laß mich gehen!“

Ich lachte ihn aus und sagte beschwichtigend: „Sei doch kein Kind! Die Kobra wird dir gar nichts zuleid tun. Du bist ja zu weit von ihr weg. Wenn sie noch einmal Zeit zum Beißen hat, dann wird sie höchstens nach dem Karst schnappen. Ich werde ihr aber jetzt das Beißen für immer austreiben. So, nun zieh doch endlich!“

Zögernd setzte der Mali den Karst wieder in Tätigkeit. Schneller, als ich dachte, fuhr die Kobra wieder fauchend empor, aber nicht mehr so hoch wie das erste Mal. Schärfere als zuvor zielend, traf ich sie diesmal mit der vollen Ladung in den Kopf, und sofort sank sie tot zusammen und rührte sich nicht mehr. Der Mali atmete erleichtert auf und war froh, daß er noch am Leben war.

„Siehst du wohl“, sagte ich ihm, „kann die noch mehr tot sein, als sie ist? — Jetzt wollen wir auch dafür sorgen, daß sie nicht mehr aufsteht. — Bringe aus dem Schuppen etwas Reisig und Kleinholz her und zünde es an!“

Sobald alles Brennmaterial da war, packte ich die schwarze Kobra hinter dem Kopfe und zog sie aus dem Steinschutt heraus und war beinahe selbst erschrocken, als ich ihre volle Körperlänge sah. Sie maß gut zwei Meter, war also ausgewachsen und wirklich sehr gefährlich. Dann öffnete ich ihr mit einem Hölzchen das Maul und besah mir die Giftzähne. Die waren schauerlich genug, und ich hätte sie wahrhaftig nicht gerne irgendwo im Fleische sitzen haben mögen! Als ich sie dem Mali zeigte, sagte dieser: „Welch ein Glück, Sahab, daß noch keiner von uns und den Leuten, die hier ganz in der Nähe wohnen, von ihr gebissen worden ist!“

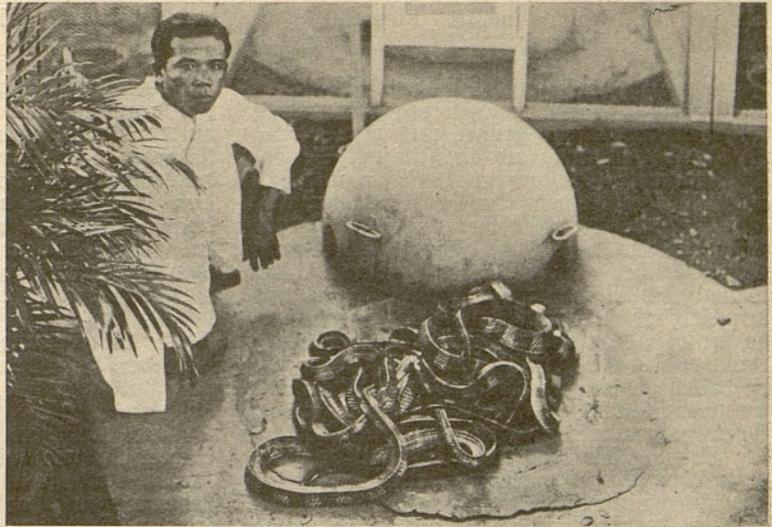
„Da hast du recht, Mali, wir sind vor großem Unglück bewahrt geblieben. Damit sie auch in Zukunft keinen beißt, wollen wir sie jetzt verbrennen!“ — Und damit warf ich sie auf das Brennholz. Bald züngelte das Feuer hoch empor und verwandelte das giftige Ungeheuer in Asche.

„So, Mali, glaubst du auch jetzt noch, daß die Kala Nag zum Leben kommen wird?“

„Nein, Sahab, die ist zu tot!“

Nun hätte ich eigentlich auch nach dem andern Teil des Kobrapaares im Steinhaufen

Eine Schlangenkolonie.
Im Schlangenpark des
Pasteurinstitutes in
Bangkok (Siam) sind
solche Schlangenhäuser
häufig zu sehen. Man
studiert dort die Gegen-
mittel, um der Vergif-
tung durch Schlangenbiß
entgegentreten. Immer
noch hofft man, das Gift
der Kobra zur Heilung
verschiedener Krankhei-
ten, besonders des Krebs-
ses, verwenden zu kön-
nen. In Indien werden
täglich im Durchschnitt
hundert Personen von
Giftschlangen gebissen.
(Fides-Photo.)



stöhnen sollen. Aber es war mir zu heiß, und nachher fiel es mir gar nicht mehr ein. Daß dieser andere Teil wirklich noch da war, sollte sich bald zeigen.

Nach ungefähr drei Wochen rief jemand eines Abends spät — es war schon nach zehn Uhr — von unten herauf: „Sahab, Sahab, komm schnell!“

„Nun, was ist denn los?“

„Hier ist soeben ein Nachbarsdiener von einer Schlange in den Fuß gebissen worden. Komm schnell, er stirbt.“

„Wo ist er denn der Schlange begegnet?“

„Hier neben deinem Zaun.“

„Was war es denn für eine Schlange? Wie sah sie aus?“

„Es war eine große schwarze Schlange, Sahab.“

„Ja, ich komme sofort.“

Nun wußte ich Bescheid. Es handelte sich um den überlebenden Teil des Kobrapaares, der auf der Suche nach dem verschwundenen Teil war, den ich kürzlich getötet hatte. Ich nahm also ein Fläschchen mit homöopathischem Kobragift mit mir und eilte schleunigst hinunter. Vor der Dienerröhre im Hofe meines Nachbarn war eine große Menge Volkes versammelt. Sie umstanden ein niedriges Bettgestell, auf dem der Gebissene ausgestreckt lag. Man machte mir Platz, und ich trat zum Unglücklichen heran. Er war schon ganz bewußtlos. Ich kniff ihn fest in Arme und Beine, aber er fühlte es nicht. Seine Augen waren geschlossen. Hände und Füße waren kalt. Ich untersuchte den gebissenen Fuß und sah, daß die beiden Bißpunkte dem Abstand der Kobrafänge entsprachen. Dann ließ ich ein Waschbecken mit Wasser bringen, löste hypermangan-saures Kali darin auf und stellte den Fuß hinein. Dann verlangte ich ein Glas

reinen Wassers und einen Eßlöffel, tropfte fünf Tropfen Kobragift in einen Eßlöffel Wasser und gab ihn dem Patienten ein, der glücklicherweise noch schlucken konnte. Dies tat ich eine Stunde lang alle fünf Minuten.

Um ein Viertel nach elf fing der gebissene Mann an, sich die Beine entlang zu krähen, ein Zeichen, daß das Blut wieder zirkulierte. Dazu schnitt er allerlei Gesichter, und Ströme von Tränen flossen über seine Wangen. Bald öffnete er die Augen, schaute verstört umher, wie aus einem tiefen Traum erwacht, und fragte verwundert: „Wo bin ich?“ Wir beruhigten ihn und sagten ihm, er sei daheim, und zeigten ihm auch seine Frau, die er so gleich erkannte. Dieser trug ich auf, ihrem Manne jede Stunde bis zum Morgen eine Tasse heißer Milch zu verabreichen und sie und da dazwischen einen Eßlöffel voll von der Medizin, die ich bereitmachte und zurückließ.

Am folgenden Morgen kam der mit knapper Not dem Tode entriessene Mann in mein Arbeitszimmer hineingestürzt, warf sich der Länge nach vor mir auf den Boden und sagte: „Sahab, du bist mein Gott! Du hast mich vom Tode errettet, ohne dich wäre ich gestorben und jetzt eine Leiche!“

„Ja, ja“, erwiderte ich, „rede jetzt keinen Unsinn, sondern danke dem einen großen, guten Gott im Himmel, der die Medizin geschaffen und dich geheilt hat. Dem allein danke, und werde zum Danke ein Christ!“

„Ja, Sahab“, sagte er, „das will ich mir auch überlegen!“

Und dabei ist es geblieben.

über Tag wird man kaum jemals draußen einer Giftschlange begegnen und so in Gefahr kommen, denn alle Landgiftschlangen sind Nachttiere, die nachts auf Raub ausgehen.

Deshalb soll man nachts niemals ohne Laterne ausgehen und dabei gut zusehen, wo man hintritt.

Harmlosen, also nicht-giftigen Schlangen bin ich bei Tag oft draußen begegnet. Diese sind meist bedeutend größer und von schönerer Farbenzeichnung als die giftigen. — Als ich einmal eines Morgens zwischen acht und neun Uhr aus einem Busche heimkehrte und am Ende eines Gehölzes einer niedrigen Böschung entlang ging, sah ich etwa zwei Schritt über der Böschung eine schöne Däman-Schlange durch das dürre Gras aus den Sträuchern herauskommen. Sie war ungefähr vier Meter lang. Sie erhob ein wenig ihren ovalen Kopf und schaute mich ruhig an. Ich blieb stehen und betrachtete sie genau und konnte mich an den schönen, tiefstatten Farben ihrer Haut nicht satt genug sehen. Nachdem ich ihr eine kleine Weile in die matt gelblich-grünlichen Augen geschaut hatte, merkte ich, wie ich schwindelig wurde. Da trat ich einige Schritte langsam rückwärts und ging meine Wege. — Es muß also eine hypnotische Kraft von den Augen der Schlangen ausgehen. Daher auch die Tatsache, daß kleinere Tiere, die in die Nähe einer Schlange kommen und sie anschauen, wie gebannt auf der Stelle bleiben und nicht mehr wegkönnen, so daß sie der Schlange zum Opfer fallen. Daß größere Schlangen auch auf Menschen einen ähnlichen hypnotischen Einfluß haben können, ersah ich einige Wochen nach meiner obigen Erfahrung aus einem Zeitungsbericht von einem Forscher am Amazonasstrom, dessen drei eingeborene Begleiter durch den Blick einer zusammengeeringelten Riesenschlange hypnotisiert wurden und wie gelähmt vor ihr stehen blieben bis der hinzukommende Forscher die Schlange erschoss und die drei wieder aufweckte.

Was aber auch ein ganz dünnes Schlingelchen zu leisten vermag, hatte ich ein anderes Mal zu beobachten die Gelegenheit. In der brütend-heißen Mittagszeit im Monat Mai, wenn ringsum unablässig nur der schrille, betäubende Zirpgefang der Zikaden ertönt, glaubte ich einmal, eine besonders laut singende Zikade in meiner nächsten Nähe zu haben. Der scharfe, durchdringende Ton schien mir von einem dicht bei meiner Hinterveranda stehenden Tamarindenbaume zu kommen. Ich besah mir genau den Stamm und die unteren Äste, von einer Zikade war jedoch nichts zu sehen. Wohl sah ich da etwas anderes, was meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Und das war ein knallrotes Chamäleon, das auf dem untersten Aste nahe beim Stamme saß und am ganzen Leibe zitterte. Es war ungefähr zwei Fuß lang. Die Chamäleons haben die Fähigkeit, ihre Farbe zu verändern. Sie werden ganz rot, wenn sie in großer Angst oder Wut sind. Daher fragte ich mich: „Was ist denn mit dem armen Schelm los, daß er sich in den feuerroten Anzug geworfen hat

und so zittert? Es ist doch gar nichts, weder Mensch, noch Kaze oder Hund hier herum, das ihn so aufregen könnte!“ Ich war natürlich auf eine Erklärung gespannt und paßte auf. Ich brauchte nicht lange zu warten, da kam hinter dem Stamme das ganz dünne, spitze Köpfchen eines grasgrünen, dünnen Schlingelchens zum Vorschein, das sich ganz langsam dem Chamäleon näherte. Der Blick dieser kleinen Schlange war also die Ursache, daß das Chamäleon rot wurde und zitterte und vom Schrecken so gelähmt wurde, daß es nicht mehr von der Stelle konnte. Armes Tier, nun bist du verloren!

Wie das Schlingelchen mit seiner Schnauze dicht vor dem Chamäleon war, blähte es seinen Hals auf, wie man ein dünnes Gummibläschen aufbläst, und biß in den Kopf seines Opfers hinein. Aber, um des Himmels willen, dachte ich, wie will das dünne Ding diese schwere Eidechse mit dem besonders dicken und gedrunghenen Vorderkörper in sich hineinkriegen? Es schien mir unglaublich. Und doch! Bei der fabelhaften Dehnbarkeit des Mundwerkes und des Halses gelang es dem Schlingelchen das vielmal dickere Chamäleon zu verschlingen. Mit seinen nach innen gefehrten Zähnen zog es unter vielem Hin-und-herwinden-und-drehen-und-wirgen Linie um Linie den ganzen schweren Leib des Chamäleons in sich hinein. Der Kopf verschwand, der Rumpf verschwand, und endlich, nach langem Würgen, war auch der lange Schwanz verschwunden. Dann legte es sich ein paar Mal in sichtbarer Zufriedenheit mit seinem Züngelchen die spitze Schnauze und ließ sich hinunterfallen. Die Umrisse des verschlungenen Chamäleons waren in dem dünnen Schlingelchen deutlich sichtbar. — Das war wahrhaftig eine volle Mahlzeit! Nun brauchte es keine andere mehr. Ich hob das satte Tierlein auf und ließ ihm in einem Glasfaß einige Wochen lang Zeit zur gegneten Verdauung. Dann wurde es in Spiritus getan und unserer Schlangensammlung im Museum des Kollegs in Bombay beigelegt.

Nicht weniger interessant als das unglückliche Schlingvermögen der Schlangen ist auch ihr großes Atmungsvermögen. Dies konnte ich früher einmal zu Rhandalla im westlichen Hochgebirge feststellen. Es war gerade in den ersten Tagen nach der Regenzeit, anfangs Oktober, wenn die ganze grandiose Gebirgswelt in frischer Frühlingsherrlichkeit dasteht und ringsum die Wasserfälle von den Felsen rauschen. Wir Professoren von Bombay brachten die erste Oktoberwoche zur Erholung da droben auf unserem Landhause zu. — Als ich eines Abends beim Schein der Lampe an meinem Tische saß und zufällig zur offenen Türe hinausschaute, sah ich etwas Glänzendes unten an meiner Türe vorbeiziehen. Rasch erfaßte ich meine Lampe und lief hin, um zu sehen, was das war. Es war eine lange

Schlange, die am Hause entlang lief und am Ende der Vorderwand um die Ecke unter einen Haufen von Dachziegeln, der gegen die Giebelwand aufgebaut war, hineinbog. Ich rief meinen Zimmernachbarn und sagte ihm:

„Bringen Sie schnell Ihre Lampe und stellen Sie sich gütigst auf die andere Seite des Ziegelhaufens. Hier ist gerade eine Schlange hineingetrochen. Die möchte ich haben. Passen Sie auf, daß sie drüben nicht herauskommt!“

— Ich stellte meine Lampe auf die Verandamauer, holte mir eine Kordel und rief dem Koch in der anstoßenden Küche zu, rasch einen Eimer heißen Wassers zu bringen. Dieser kam sogleich herbei. Somit ich mich an die Kante von Giebel- und Vorderwand postiert hatte, sagte ich dem Koch: „Jetzt gieße das heiße Wasser oben über die Mitte des Haufens an der Wand!“ Nun wurde es der Schlange da unten sehr ungemütlich, und gleich erschien auch schon ihr Kopf unten an der Kante. Schnell fuhr ich mit der rechten Hand dieser entlang, packte die Schlange fest hinter dem Kopfe und suchte sie herauszuziehen. Aber es ging nicht. Die Schlange klemmte sich mit ihren Rippen gegen Wand und Ziegel. Da setzte ich meine linke Hand hinter die rechte, stemmte meinen Fuß gegen die Wand und zog aus Leibeskräften. Die Schlange aber hielt stand, so daß ich beinahe fürchtete, ihr den Kopf abzureißen. Endlich gab sie dem überstarken Zug nach, und bald hatte ich sie ganz draußen. Es war eine gewöhnliche Felsenschlange von beinahe vier Meter Länge. Während ich die Schlange hielt, band mein Konfrater die Kordel um ihren Hals dicht hinter dem Kopfe so fest, daß sie das Maul weit aufsperrte und die Zunge herunterhängen ließ. Dann legte ich sie in eine leere blecherne Petroleumfiste und stellte diese in ein leeres Zimmerchen in der Studentenbaracke.

Nach zwei Tagen sagte ich meinem Nachbarn: „Mein lieber Schorsch, wir wollen jetzt einmal sehen, ob die Schlange noch lebt.“ Der aber lachte mich aus und sagte:

„Was? Die noch leben? Was fällt Ihnen ein? Die hatte ja absolut keine Luft mehr und war am Abend vor zwei Tagen schon tot und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Wenn unsereinem der Hals auch nur halb so fest zugezogen würde, dann wäre er erledigt. Sie werden sehen, die ist eher schon in Verwesung als lebendig!“

Ich nahm also die Kiste heraus und schütete die Schlange auf die Steinplatte der Veranda. Vollständig regungslos lag sie da und war ganz naß. Die Augen standen wie zwei weiße Körnchen vor den Sockeln. Die Kordel war ganz verschwunden und saß tief im Fleische. Den Kopf der Schlange emporhebend, versuchte ich, mit einem scharfen Federmesser die Kordel aufzuritzen. Endlich konnte ich dieselbe aus ihrer tiefen Lage her-

ausziehen, und da absolut keine Spur von Leben an der Schlange sichtbar war, ließ ich sie als tote Masse auf den Boden fallen.

„Sie haben recht“, gestand ich meinem Mitbruder, „die Schlange ist maustot. Die konnte unmöglich so lange leben. Ihr Hals war viel zu fest eingeschnürt. Da mußte ja alle Atmung aufhören. Aber das eine Gute hat das Experiment doch gehabt: es ist eine Schlange weniger in der Welt!“

Noch kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, da sah ich zu meinem allergrößten Staunen, daß die Schlange „leiche“ neben mir auf dem Boden verschwunden war. Über die niedrige Mauer der Veranda schauend, sah ich sie draußen davonlaufen. Mein Mitbruder lief ihr mit einer am nächsten Baume stehenden Stange nach, und es gelang ihm noch, sie totzuschlagen. Nun wußte auch er vor Staunen kaum mehr, was er sagen sollte.

„Wer hätte das gedacht“, bemerkte er, „daß in dieser regungslosen Masse auch nur ein Fünkchen Leben gewesen wäre? Nach zwei Tagen und drei Nächten mit solcher Einschnürung noch zu leben, — wer hätte das für möglich gehalten? Und dann, kaum zwei Minuten nach der Lösung unserer Kordel schon davonkriechen, als ob ihr nichts geschehen wäre, — ja, das ist fabelhaft!“

„Allerdings“, entgegnete ich, „wenn mir das einer erzählt hätte, würde ich ihn für einen Aufschneider gehalten haben. Aber aus dem eben Erlebten geht klar hervor, wie enorm das Atmungsvermögen der Schlangen ist.“

Schon öfters hatte ich von Eingeborenen gehört, daß es in Indien ein ganz wunderbares Tier gäbe, nämlich eine Schlange mit zwei Köpfen. Auf die Frage, ob sie selbst mit eigenen Augen jemals eine solche gesehen hätten, erhielt ich immer zur Antwort: „Nein, Sahab, das nicht, — aber es gibt eine solche, und sie ist sehr selten.“ Es gibt eben nichts so Ungereimtes und Unmögliches, was der Indier nicht glaubt, ja, je ungereimter und unmöglicher etwas ist, desto fester glaubt er daran.

Nun war ich doch begierig, einmal eine zweiköpfig scheinende Schlange — denn nur um eine solche konnte es sich handeln — zu sehen zu bekommen. In der Tat traf ich eines Tages eine solche auf freiem Felde. Sie war von erdbrauner Farbe, ungefähr einundeinviertel Meter lang, so dick wie das Armchen eines Kindes, und lag zwischen ein paar Erdschollen. Sie sah aus wie ein dicker brauner Stock, der an beiden Enden schräg abgehauen ist, und es war wahrhaftig schwer zu sagen, welches Ende der Kopf war. So konnte ein Indier wirklich auf den Gedanken kommen, diese Schlange habe zwei Köpfe. Es sollte sich jedoch bald zeigen, an welchem Ende der Kopf der Schlange war, und auch daß sie nur einen Kopf hatte. Sobald ich nämlich mit meinem dicken Spazierstock dem einen Ende der

Schlange nahe kam, verbarg sie es blitzschnell unter ihrem Leibe, und so sehr ich mich auch anstrengte, mit meinem Stock den Kopf aus seiner Lage unter dem Leibe herauszudrängen, gelang es mir doch nicht. So krampfhaft preßte die Schlange ihren Leib auf den Kopf, um ihn zu schützen.

Da fiel mir das Wort des Herrn ein: „Seid klug wie die Schlangen“ (Matth. 10, 16), denn hier sah ich mit eigenen Augen, wie die Schlange lieber den ganzen Leib als den Hauptteil des Leibes, den Kopf, der Gefahr aussetzt. — Darauf befah ich mir genau das andere Ende der Schlange. Aber da war absolut kein Merkmal eines Kopfes zu sehen, und selbst gegen direkte Berührung war es indifferent. Somit wußte ich Bescheid, was es mit der zweiköpfigen Schlange für eine Bewandnis habe.

Wenn auch die Schlangen, giftige wie harmlose, manch Ungeziefer wegfressen, so scheint doch dieser Nutzen nicht so bedeutend im Vergleich mit der Gefahr und dem Unbehagen, das sie für den Menschen bedeuten. Es wäre daher eine wahre Wohltat für das ganze Land, wenn jede Schlange, wo immer sie sich zeigt, mit Schußwaffe oder Stock getötet würde.

In diesem Punkte sind die Affen viel radikaler als die Menschen. So hilflos sie im ganzen gegen die Schlangen sind, so machen sie ihnen doch den Garauß, wo sie nur können. Und wie raffiniert tun sie das!

Da die Schlangen besonders den jungen, zarten Affchen nachstellen und sie mit Vorliebe verspeisen, so hegen die älteren Affen einen grimmigen, tödlichen Haß gegen die Schlangen und sinnen Tod und Verderben gegen sie.

Wenn daher ein Affe, meinetwegen von einem Baume, beobachtet, wie eine Schlange sich im Schatten eines Baumes oder Strauches zusammenringelt, um ein Schläichen zu machen, dann paßt er genau auf. Langsam klettert er vom Baume herunter, läßt die Schlange nicht mehr aus seinen Augen und wartet, bis sie sich nicht mehr regt. Dann macht er einen kühnen Satz, und mit sicherem Griff packt er die Schlange hinter dem Kopf, — und was der Affe einmal gepackt hat, das läßt er nicht mehr los, — hält sie vor sich und trägt sie triumphierend zu einem Stein oder einer Stelle, wo der Boden hart oder steinig ist. Dort setzt er sich hin, dreht den Kopf der Schlange nach unten und reißt ihn mächtig auf dem Stein oder dem harten Boden, denn er will den ganzen Kopf abreiben. Alles nämlich, was der Affe mit den Zähnen nicht bewältigen kann, zerreibt oder zerkleinert er bekanntermaßen auf hartem Boden. Von Zeit zu Zeit besieht er sich den Kopf der Schlange. Solange noch etwas von ihm da ist, dreht er ihn wieder nach unten und reißt mutig und

unverdroffen weiter, bis rein nichts mehr von ihm da ist, und wirft dann den Leib mit einem Blick der Verachtung weit von sich. Jetzt ist er sicher: diese Schlange frißt kein liebes Affchen mehr!

Dem stärkeren Menschen aber möchte er zurufen: „Siehe, so macht man das! Gehe hin und tue dergleichen!“ — Der aber wird das schön bleiben lassen!

21. Im Bann der „heiligen“ Affen.

Diese Tiere sind zwar nicht gefährlich, aber wegen ihrer Zudringlichkeit und Frechheit können sie doch sehr lästig werden und sind eine wahre Plage für die Bevölkerung. In den Augen der Hindus sind nämlich die Affen die heiligsten Tiere, eine Art Halbgötter. Sie verehren dieselben deshalb auch als solche, füttern sie, stören sie in ihrem tollen Treiben nicht und lassen sie machen, was sie wollen. Diese abgöttische Affenverehrung ist seit undenklichen Zeiten über ganz Indien verbreitet. Besonders bei den Verehrern des Gottes Wischnu spielt sie eine große Rolle. Dieser Gott ließ sich nach der Sage in der Welt als Sohn des Königs Dascharatha unter dem Namen Rama gebären und wurde ein großer Held und Abenteurer, dessen Heldentaten in dem berühmten Epos Ramáyana gefeiert werden. Nun ließ sich auch die Gemahlin Wischnus, die Göttin Lakshmi, in der Welt als Königstochter Sita wiedergebären. Auf seinen Heldenzügen trifft Rama in einer Königsstadt diese Prinzessin Sita, gewinnt ihre Liebe und erhält sie zur Gemahlin. Unglücklicherweise wurde Sita von Ramana, dem König der bösen Geister (Rakshasas), geraubt und nach dessen Reiche Lanka oder Ceylon entführt und gefangen gehalten. Rama war darob sehr betrübt und in hellster Verlegenheit. Um jeden Preis wollte er seine Sita wieder haben. Aber wie sollte er sie dem gewaltigen Riesen Ramana entreißen? Er wandte sich an alle Götter um Hilfe. Diese aber waren für ein so gefährliches Unternehmen nicht zu haben. Rama durchstreifte die Wälder Indiens, um Hanuman, den König der Affen, für die Befreiung Sitas zu gewinnen. Nachdem er ihn gefunden, klagt er ihm sein Leid und bittet ihn, mit seinem Affenheere nach Lanka zu ziehen und Sita den Rakshasas zu entreißen. Zum Lohne für diese Rettungstat werde er dann mit allen Affen unter die Götter erhoben werden. Hanuman ließ sich das nicht zweimal sagen und entgegnete entschlossen: „Machen wir!“

Sofort trommelte er überall die Affen zusammen und eröffnete ihnen seinen Plan und den herrlichen Lohn. Darob grenzenlose Begeisterung im Affenheer. Nun zog er mit ihnen nach Süden gegen Lanka. An der Südspitze Indiens angekommen, sieht er aber zu seinem Schrecken, daß eine Meeresstraße Lanka von Indien trennt. Was nun machen? Schwimmen

können ja die Affen nicht. Da muß eine Brücke gebaut werden. Schnelligst holen die Affen einige Berge vom Himalaya herunter und werfen sie bis nach Ceylon hinüber in die Meerenge. Die Felsenbrücke war somit fertig. Nun ging's los. Das ganze unübersehbare geschwänzte Affenheer, mit seinem Führer Hanuman und Rama an der Spitze, stürmte jetzt wie ein entfesselter Orkan nach Lanka hinüber. In siegreicher Schlacht wurden die Ratschajas aufs Haupt geschlagen. Sita aber, die arme Dulderin, wurde aus ihrer Haft befreit und an der Seite ihres glücklichen Gemahls Rama im Triumph nach ihrer Heimat Indien zurückgeführt. Mit Tränen tiefster Rührung im Auge trat Rama zum siegreichen Affenkönig hin, klopfte ihm auf die Schulter und sagte ihm: „Hanuman, Brachterl, das hast du fein gemacht! Dafür bist du auch von nun an mit all den Deinen unter die Götter versetzt!“ — Und seitdem werden alle Affen in Indien als Götter verehrt.

Hanuman aber ist der Lieblingsgott des ganzen Volkes geworden. Zahllose Tempel wurden ihm erbaut. Sein Bildnis prangt in allen Heiligtümern und an vielen öffentlichen Plätzen. Mit hohem Stolze tragen viele Jüngens seinen Namen. Die Hindubücher sind voll von den wunderbarsten Affengeschichten, und jedes Hinduherz schlägt höher, wenn es von all den Heldentaten der Affen hört. Daher sind die Affen auch überall in Indien gern gesehen und werden verehrt, beschützt und reichlich mit Speiseopfern bedacht, so daß wohl kaum in der ganzen Welt ein Wesen so sorgenlos und glücklich lebt wie der Affe in Indien!

Durch diese grenzenlose Duldung und abgöttische Behandlung und Pflege konnten sich die Affen ungefürt vermehren und sind nun wegen ihrer Menge, die sich trotz ihrer unerfättlichen Fress- und Raublust und Zerstörungswut ungefürt alles erlauben darf, zu einer wahren Landplage geworden.

Dreißt kommen die geschwänzten Gäste in die Basare der Städte und Dörfer und besuchen dort die Läden mit Früchten und Backwerk. Und da die Läden nach der Straße hin offen und die Waren ganz vorn auf Tischen und Brettern frei aufgestellt sind, so können sie gleich zugreifen, nehmen sich, was ihnen schmeckt, fressen sich satt und stopfen sich dazu noch die Kehltaschen voll und hupsen dann davon. Kein Hinduverkäufer denkt daran, sie in ihrer Rascherei zu stören; und ist der Verkäufer ein Mohammedaner, so magt dieser es der Hindu wegen nicht, die heiligen Fressfäcke und Räuber wegzutreiben.

Geht eine Frau mit einem offenen Korbe voll Früchten oder Backwerk auf dem Kopfe daher, und hat ein Affe Appetit nach ihren Waren, so betrachtet sie es als eine Ehre, wenn dieser Schwanzgott mit einem Saße ihr auf den Korb springt und sich nimmt, was ihm beliebt.

Ganz gefährlich werden die Affen den Frucht- und Obstgärten. Haben sie herausgefunden, daß ein Baum reifes Obst trägt, so fallen sie gemeinschaftlich drüber her und eriparen dem Eigentümer sowohl das Abpflücken als auch das Verzehren. Deshalb sieht man sich genötigt, große Netze über die Bäume und Sträucher zu spannen, um so die Früchte gegen die Affen wie gegen die Fledermäuse zu schützen.

Sehen die Affen vom Baume her irgendwo ein offenes Zimmer, in dem sich gerade niemand aufhält, so dauert es nicht lange, so sind sie auch schon drin und müstern alles aus, ob etwas Eßbares da ist. Finden sie solches nicht, dann verderben sie alles, was ihnen in die Hände kommt. Steht da etwa ein loser Handspiegel auf einem Waschtische, so geht es dem besonders schlecht. Da er glänzt, nehmen sie ihn gleich in die Hände. Nun sehen sie ihr eigenes Affenbild in demselben, und, in der Meinung, es sei ein anderer Affe, suchen sie ihm beizukommen. Weil ihnen das aber nicht gelingt, werfen sie den Spiegel schließlich auf den Boden, so daß dieser mit Spiegelscherben bedeckt ist, aus denen ihnen ebensoviele Affen entgegengrinsen, als es Scherben sind. Da wird es ihnen zu unheimlich, und sie machen sich schnelligst davon.

Als ich einmal im Kolleg zu Bombay eines Sonntagmorgens nach dem Frühstück auf mein Zimmer im obersten Stockwerk ging, hopfte gerade ein Affe zum Fenster hinaus, blieb einen Augenblick in der breiten Dachrinne sitzen und sprang, als ich auf ihn zukam, auf den nächsten Baum hinunter. Auf der Suche nach Schwären hatte er alles durcheinandergeworfen. Ich war nur froh, daß er mit meinem Tintenfaß keinen Unfug getrieben hatte. Um so mehr hatte er sich mit einer alten Brille, die auf dem Tische lag, beschäftigt. Sie hatte in seinen Händen aufgehört, Brille zu sein. Sie war ganz verbogen und zerbrochen, und ein Augenglas fehlte. Das hatte er wahrscheinlich mitgenommen, um auch einmal mit Monokel aufzutreten.

Worauf die Affen ganz besonders veressen sind, sind Maiskörner. Wo sie die nur wittern, sind sie gleich bei der Hand. Diese Leidenschaft nützen feindselige Hindus manchmal aus, um ihrem Nachbarn einen Schabernack zu spielen, besonders kurz vor der Regenzeit. Sind zur Mittagszeit, wo alles in der Nähe sich dem Mittagsschlaf hingibt, Affen auf den benachbarten Bäumen herum, dann wirft der Schadenstifter eine Handvoll Maiskörner auf das Ziegeldach seines Nachbarns. Sobald die Affen das Prasseln der Körner hören, sind sie im Nu auf dem Ziegeldache und suchen nach den Körnern zwischen den Ziegeln. Dabei reißen sie alle Ziegel auf, bis sie jedes Körnchen gefunden haben. Der betrübte Nachbar muß nun das aufgerissene Dach neu decken lassen. Und weil es zu der Zeit sehr schwer ist, Dachdecker

zu bekommen, die gerade jetzt mehr als genug Arbeit haben, so kann es ihm passieren, daß ihm der Regen ins Haus hineinkommt und ihm vieles beschädigt. Dazu muß er auch noch die Unkosten des Dachdeckens tragen.

Wegen des vielfachen Schadens, den die Affen verursachen, und auch wegen ihrer Frechheit und Lästigkeit könnte man leicht versucht sein, sie unschädlich zu machen und zu töten. Allein das hat seine Schwierigkeiten. Schießt man nämlich ein so heiliges Tier, eine Hindu-Gottheit, über den Haufen, so läßt sich das schwer geheimhalten. Sobald es aber den Hindus zu Ohren kommt, ist der Ruck los. Dann ruhen sie nicht, bis das Verbrechen gesühnt ist. Jedenfalls ist ein Verbleiben in ihrer Nähe unmöglich. — Aber auch, wenn ein Bekanntwerden der Tötung ganz ausgeschlossen ist, kann man es nicht leicht über sich bringen, einen Affen zu erschießen, weil er sich so menschlich rührend dabei benimmt. Ein alter Engländer sagte mir einmal: „Sie mögen vielleicht einen Affen in Ihrem Leben schießen, aber keinen zweiten!“ Dann erzählte er mir, wie er einmal einen Affen angeschossen habe und wie der seine Hand auf die blutende Wunde gelegt und ihm kläglich jammernnd das mit derselben aufgefangene Blut gezeigt habe. „Dieser Anblick“, sagte er, „hat mir das Herz im Leibe herumgedreht, ich konnte es nicht mehr ansehen und habe das arme Tier schnell mit einem Todeschuß von seinen Leiden befreit. Das Bild verfolgt mich noch bis heute.“

Etwas Ähnliches habe ich selbst erfahren. Mir waren die Affen ja auch manchmal lästig, und ich hegte oft einen Ingrim gegen sie. Als ich eines Morgens meine Zimmertür öffnete, saß wieder ein schwerer Affe auf dem hölzernen Gitterwerk meiner Terrasse. Er blieb ganz ungeniert sitzen. Da kam mit Gewalt die Versuchung über mich, ihn niederzuknallen. Eiligt ergriff ich meine Flinte und trat wieder zur Türe. Wie ich aber die Flinte anlegen wollte, schaute mich der Affe so unaussprechlich eigentümlich an, daß mir alle Lust verging, ihm ein Leid anzutun. Rasch stellte ich die Flinte wieder weg. Wie ich auf die Terrasse zurückkam, war der Affe fort. Er saß hoch auf dem Dache der Kirche. Nun war ich froh und dankte Gott, daß es nicht zum Schießen gekommen war, und daß mir so viele Unannehmlichkeiten erspart blieben.

Versuche, Affen zu vergiften, mißglücken fast immer, denn der Affe ist ungemein vorsichtig mit allem, was er frißt. Es wurde mir von einem Landwirt in den Nordprovinzen, in dessen Garten und Feldern die Affen großen Schaden angerichtet hatten, erzählt, er sei entschlossen gewesen, diese gefährlichen Räuber ein für allemal aus dem Wege zu räumen, und zwar durch Gift. Erst stellte er darum täglich große flache Schüsseln mit gekochtem Reis in seinem Garten herum. Die Affen ka-

men rudelweise herbei und fraßen gierig den Reis auf. Nachdem sich dieselben an diese regelmäßige Speisung gewöhnt hatten und in großer Zahl erschienen, stellte der Landwirt eines Tages vergifteten Reis hin, der mit einem geschmacklosen Pflanzengift durchsetzt war. Er war auf die Wirkung desselben gespannt und paßte auf. Bald hörte er um die verhängnisvollen Schüsseln herum lebhaftes Geplapper und Gewinsel und sah, wie die Affen um den unberührten Reis zu Gericht saßen und mißtrauisch dreinschauten. Auf einmal erhoben sich alle und zogen sich in den Busch zurück. Bald kamen sie aber wieder zum Vorschein und hatten Zweiglein und Blätter einer Pflanze in den Händen, die ihnen ihr Instinkt als ein Gegengift bezeichnete. Mit diesen durchwühlten und vermischten sie den Reis und verzehrten ihn dann mit dem gewohnten Appetit. Am folgenden Morgen kamen die Sauner ganz unbeschädigt und munter wie immer zurück. — Es ist also nicht ganz unbegründet, wenn die Indier und überhaupt die Orientalen fest davon überzeugt sind, daß es absolut unmöglich ist, Affen zu vergiften. In diesem Sinne schrieb ja auch schon im 10. Jahrhundert der arabische Schriftsteller Al Masudi, die meisten chinesischen Könige und indischen Prinzen hielten sich Affen, um ihre Speisen zu prüfen, und verließen sich mit unbedingtem Vertrauen auf deren Befund, welche Speisen gut und welche vergiftet seien.

Will man dem Affen mit einem Stocke zu Leibe rücken, so kann das gefährlich werden, denn er hat als Waffe ein scharfes Gebiß, und wenn er wütend ist, beißt er schrecklich. Wunden aber von Affen, merkwürdig aber wahr, heilen schwer und äußerst langsam. Selbst Biße von kleinen Affchen sind zu fürchten. Ein Engländer, den ich sehr gut kannte, wurde einmal von einem Affchen in den Arm gebissen und hat sich zehn Jahre lang mit der Wunde herumschlagen müssen. — Es wird mir deshalb jetzt noch gruselig, wenn ich daran denke, wie ich mich einmal zu Rhandalla in meiner Unwissenheit und Verlegenheit der Gefahr ausgesetzt habe, von einem großen Affen gebissen zu werden. Es hat jedoch, Gott sei Dank, gut gegangen, und ich bin einem mörderischen Kampfe mit dem Affen, der sicher mit meiner blutigen Niederlage geendet hätte, heil entronnen. Kurz vor dem Mittagessen sah ich dort eines Tages in den Maiferien von der Anhöhe unseres Landhauses aus auf dem spitzwinkligen Plateau drunten, an dessen beiden Längsseiten es tief in zwei Ravinen hinunterging, ein großes Tier im hohen Grase sitzen. Ich hielt es für einen großen Neufundländerhund. „Was will denn der da unten?“ dachte ich, nahm eine lange Stange und ging hinunter auf die Grasfläche. Langsam durch das dürre Gras schreitend, näherte ich mich dem Tiere.

(Fortsetzung folgt.)